

Alexandre Dumas



La San Felice B9

La San Felice.

Historischer Roman
aus der Zeit Neapels während der Franzosen-Herrschaft

Von
Alexander Dumas.

Deutsch
von
A. Kretzschmar.

Pest, Wien und Leipzig 1865.
Hartlebens Verlags-Expedition.
Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.

Inhaltsverzeichnis

La San Felice.

Neunter Theil.

Erstes Capitel. Der König bekommt endlich wieder Appetit.

Zweites Capitel. Worin die Gnade befand, welche der Loose sich auszubitten wünschte.

Drittes Capitel. Das Königthum in Palermo.

Viertes Capitel. Neue Nachrichten.

Fünftes Capitel. Wie der Kronprinz gleichzeitig in Sicilien und in Calabrien sein konnte.

Sechstes Capitel. Das Diplom des Cardinals Ruffo.

Siebentes Capitel. Der erste Schritt gegen Neapel.

Achtes Capitel. Eleonora Fonseca Pimentel.

Neuntes Capitel. André Backer.

Zehntes Capitel. Luisa's Geheimnis.

Neunter Theil.

Erstes Capitel.

Der König bekommt endlich wieder Appetit.

Die Auftritte, welche auf dem Verdeck stattgehabt und die wir zu schildern versucht, hatten, wie man leicht begreift, in dem großen Saale ihr Seitenstück gefunden.

Die außerordentliche Bewegung des Schiffes, das Heulen des Sturmes, das Rollen des Donners, die eiligen Manövers, Nelsons Fragen, Henrys Antworten – nichts war den erlauchten Flüchtlingen entgangen.

Ganz besonders aber in dem Augenblick, wo das Schiff, aus den Klippen hervorkommend, jenen furchtbaren Windstoß empfangen, der es beinahe ganz auf die Seite gelegt, hatten der König, die Königin und Emma Lyonna selbst geglaubt, ihr letztes Stündlein habe geschlagen.

Die schräge Richtung des »Vanguard« war von der Art gewesen, daß die Kugeln aus ihren zwischen den

Geschützen stehenden Behältnissen gefallen waren und, mit furchtbarem Getöse das Zwischendeck entlang rollend, durch diesen inneren Donner, den man sich nicht erklären konnte, den Passagieren den abenteuerlichsten Schrecken eingejagt hatten.

Was den armen kleinen Prinzen betraf, so haben wir gesehen, was er während der Ueberfahrt gelitten hatte. Die Seekrankheit war bei ihm bis zum Paroxysmus gestiegen. Bei jeder heftigen Bewegung des Schiffes war er von fürchterlichen Krämpfen befallen worden, die um so schmerzhafter waren, als er seit dem Morgen dieses Tages sich geweigert hatte, etwas zu sich zu nehmen, selbst nicht aus der Hand Emma's, obschon er fortwährend auf den Knieen dieser ruhte. Zwei Tage lang aß er nichts und Erbrechen und Krämpfe wechselten bei ihm unaufhörlich mit einander ab.

Als der »Vanguard« sich auf die Seite legte, erhielt der arme kleine Prinz einen so furchtbaren Stoß und erschrak so gewaltig, das ein Blutgefäß in der Brust sprang.

Das Blut stürzte ihm aus dem Munde und nach kurzem Todeskampfe hauchte er an Emmas Brust den letzten Seufzer aus.

Er war so schwach gewesen und der Uebergang vom Leben zum Tode war bei ihm ein so leichter, daß Emma, obschon sie über diesen Blutsturz und die darauf folgenden krampfhaften Bewegungen erschrak, seine

Unbeweglichkeit für die Ruhe hielt, welche auf eine Krisis folgt.

Als sie nach einigen Augenblicken die wahre Ursache dieser Unbeweglichkeit erkannte, rief sie in ihrem Schrecken, ohne sich Zwang anzuthun, sei es nun, daß sie die philosophische Standhaftigkeit der Königin kannte, sei es, daß sie in ihrem Schrecken keiner Mäßigung fähig war:

»Großer Gott, Madame, der Prinz ist todt!«

Diese Worte äußerten auf Caroline und auf Ferdinand ganz entgegengesetzte Wirkungen.

Die Königin antwortete:

»Armes Kind! Du gehst uns um so kurze Zeit in das Grab voran, daß es nicht der Mühe verlohnt, Dich zu beweinen. Wenn ich aber jemals die Krone wiedererlange, dann wehe Denen, welche die Ursache deines Todes sind.«

Ein unheimliches Lächeln begleitete diese Drohung.

Dann streckte sie die Arme nach Emma aus und sagte:

»Gib mir den Knaben.«

Emma gehorchte, denn sie glaubte nicht, daß man einer Mutter, wie wenig Zärtlichkeit sie auch besäße, den Leichnam ihres Kindes verweigern dürfe.

Was Ferdinand betraf, so hatte die drohende Gefahr die Seekrankheit, von welcher er anfangs befallen gewesen, bei ihm bis auf die letzten Spuren verscheucht.

Da er, nachdem Nelson ihm den Wunsch zu erkennen gegeben, er möge in dem oberen Zimmer bleiben, um nicht durch seine königliche Gegenwart das Manövrieren zu stören, nicht auf die Campanje hinaufzusteigen wagte, so hatte er alle Qualen der Gefahr durchgemacht; Qualen, die um so größer waren, als er die Gefahr, weil sie ihm unbekannt war, nicht ermessen konnte und weil, so drohend sie sich auch gestaltete, seine Phantasie ihm dieselbe immer noch viel drohender erscheinen ließ.

Als daher die aus ihren Behältnissen fallenden Kanonenkugeln mit Donnerepolter über das Zwischendeck hinwegrollten, verlor er, wie Emma gesagt, vor Schrecken beinahe den Verstand, und als sie rief: »Großer Gott, Madame, der Prinz ist todt!« wiederholte er diesen Ruf auf den Knien, indem er zugleich seine Verachtung gegen den heiligen Januarius aussprach, der ihn in solcher Bedrängniß verließ, und mit lauter Stimme versprach er dem heiligen Francisco de Paula, obgleich derselbe tausend Jahre jünger ist, eine Kirche nach dem Vorbild der St. Peterskirche zu Rom.

Dieser Augenblick war es, wo Emma, nachdem sie die Leiche des jungen Prinzen auf die Knie seiner Mutter gelegt und sich frei sah, ihr Zimmer verließ, bis an den Fuß der Campanjetreppe eilte und Nelson rief.

Nelson warf einen raschen Blick um sich herum, sah, wie wir bereits bemerkt, die Königin auf ein Sopha hingestreckt, während sie die Leiche ihres Sohnes in den

Armen hielt, und den König, der angesichts seiner eigenen Gefahr jedes väterliche Gefühl vergaß und knieend sein Rettungsgelübde aussprach, ohne daß es ihm einfiel, die Personen seiner Familie, welche ihm die theuersten sein mußten, in dieses Gelübde einzuschließen und dem Schutze des Heiligen zu empfehlen.

Nelson beeilte sich demgemäß seine erlauchten Passagiere zu beruhigen.

»Madame,« sagte er zur Königin, »gegen das Unglück, welches Sie so eben betroffen, vermag ich nichts. Es ist dies eine Sache zwischen Gott, welcher Trost gibt, und Ihnen. Wohl aber kann ich Ihnen wenigstens versichern, daß, was die Ueberlebenden betrifft, dieselben so ziemlich außer aller Gefahr sind.«

»Hören Sie wohl, theure Königin!«, sagte Emma, indem sie Carolinens Kopf in ihren Armen aufrichtete. »Hören Sie, Sire,« setzte sie zu dem König gewendet hinzu.

»Leider nein!« sagte der König. »Sie wissen ja, Mylady, daß ich von ihrem Kauderwälsch kein Wort verstehe.«

»Mylord sagt, die Gefahr sei vorüber.«

Der König richtete sich empor.

»Ha!« rief er, »hat Mylord dies wirklich gesagt?«

»Ja, Sire.«

»Und nicht blos aus Gefälligkeit, nicht um uns zu

beruhigen?«

»Nein, Mylord hat es gesagt, weil es die Wahrheit ist.«

Der König stand auf und stäubte sich mit der Hand die Knie ab.

»Sind wir in Palermo?« fragte er.

»Nein, noch nicht ganz, « antwortete Nelson, welchem diese Frage durch Emma Lyonna übermittelt ward; »da es aber möglich ist, daß mit Tagesanbruch der Wind nach Norden oder nach Süden umspringt, so können wir vielleicht den nächstfolgenden Abend dort sein. Wir sind bloß auf Befehl der Königin von unserem Wege abgewichen.«

»Auf meine Bitte, wollen Sie sagen, Mylord,« bemerkte die Königin. »Jetzt können Sie jeden beliebigen Weg verfolgen. Ich habe keine Bitte mehr auszusprechen als zu Gott und für das Kind, welches todt auf meinen Knien liegt.«

»Dann,« sagte Nelson, »werde ich mir meine weiteren Instructionen von dem Könige erbitten.«

»Meine Instructionen,« sagte der König, »lauten, sobald Sie mir sagen, daß es für mich keine Gefahr mehr gibt, dahin, daß ich lieber nach Palermo will als sonst wohin. Aber,« fuhr er in Folge des immer noch andauernden Rollens des Schiffes taumelnd fort, »wie mir scheint, ist dieses verteufelte Schiff noch so ziemlich beweglich, und wenn auch wir geneigt sind, dem Sturme

glückliche Reise zu wünschen, so scheint doch er seinerseits keine Lust zu haben, dasselbe zu uns zu sagen.«

»Wir sind auch in der That noch nicht ganz fertig mit ihm,« sagte Nelson. »Ich müßte mich indessen sehr irren, wenn seine größte Macht nicht nun erschöpft wäre.«

»Nun, wie lautet dann Ihre Meinung, Mylord?«

»Meine Meinung wäre, daß der König und die Königin wohlthun würden, wenn Sie sich die Ruhe, der Sie mir zu bedürfen scheinen, gönnten und sich in Bezug auf alles Weitere auf mich verließen.«

»Was sagen Sie dazu, meine Theure?« fragte der König.

»Ich,« entgegnete die Königin, »sage, daß Mylords Rathschläge immer gut zu befolgen sind, besonders wenn es sich um Dinge der Seefahrt handelt.«

»Sie hören, Mylord, was die Königin sagt,« bemerkte der König. »Handeln Sie nach Ihrem Gutdünken. Was Sie thun, wird wohlgethan sein.«

Nelson verneigte sich und da er unter seiner rauhen Außenseite ein stets religöses, zuweilen sogar poetisches Herz barg, so kniete er, ehe er das Zimmer verließ, vor der Leiche des kleinen Prinzen nieder.

»Schlaf‘ in Frieden, königliches Kind,« sagte er. »Du hat keine Rechenschaft vor Gott abzulegen, welcher in seiner geheimnißvollen Güte den Todesengel gesendet

hat, um Dich schon an der Schwelle des Lebens zu erwarten. Möchten wir uns derselben Reinheit erfreuen, wenn wir unsererseits vor dem Throne des Ewigen erscheinen, um ihm für unsere Thaten Rede zu stehen. Amen.«

Dann erhob er sich, verneigte sich nochmals und entfernte sich.

Als er seinen Platz auf dem Commandoposten wieder einnahm, begann der Tag zu grauen, und der erschöpfte Sturm hauchte seine letzten Seufzer aus, furchtbare Seufzer, gleich denen des Titanen, welcher bei jeder Bewegung, die er in seinem Grabe macht, den Boden Siciliens erschüttert.

Jeder Andere als Nelson, welchem dieses Schauspiel weniger vertraut gewesen, würde durch die majestätische Größe desselben überrascht worden sein.

Unter dem Winde, welcher immer mehr nachließ, ragte gleich einem bläulichen Nebel die äußerste Kette der Apenninen empor. Links erstreckte sich die Unermeßlichkeit, das Schlachtfeld, wo der Wind und das Meer sich ein letztes Treffen lieferten. Rechts erkannte man unter einem ziemlich reinen Himmel die Küsten Siciliens, über welchen wie eine Laune der Schöpfung der Koloß Aetna emporragte, dessen Haupt sich in den Wolken verlor.

Rückwärts ließ man jene unter den Wogen bleichenden

Felsen, die Trümmer erloschener oder zerbröckelter Vulkane, denen man nur durch ein Wunder entronnen. Unter dem Schiffe endlich zeigte das aufgewühlte Meer tiefe Thäler, in welche der »Vanguard« ächzend hinabfuhr und die sich über ihm schließen zu wollen schienen wie ein Grab.

Nelson warf einen Blick auf dieses glänzende Blatt der Natur, welches sich unter seinen Augen entrollte. Er hatte aber dieses Schauspiel zu oft gesehen, als daß es, wie prachtvoll es auch war, seine Aufmerksamkeit lange beschäftigen gekonnt hätte.

Er rief Henry.

»Was denken Sie jetzt von dem Wetter?« fragte er ihn.

Es war augenscheinlich, daß der geschickte Capitän, an welchen Nelson sich wendete, nicht erst diesen Augenblick abgewartet hatte, um sich eine Meinung in dieser Beziehung zu bilden. Da er jedoch sich nicht leicht hin aussprechen wollte, so betrachtete er abermals die vier Himmelsgegenden mit forschendem Blick und versuchte durch die Dünste und Wolken hindurch die geheimnißvollen Tiefen des Raumes zu durchdringen.

»Mylord,« sagte er dann, »meine Meinung ist, daß wir mit dem Sturm fertig sind und daß in einer Stunde sein letzter Hauch erloschen sein wird. Dann aber glaube ich, daß ein Umspringen des Windes entweder nach Süden oder nach Norden erfolgen wird. In dem einen wie in

dem anderen Falle werden wir damit sehr gut nach Palermo steuern können.«

»Ganz dasselbe habe ich zu den Majestäten gesagt und ihnen versprechen zu können geglaubt, daß sie nächsten Abend in dem Palast des Königs Roger schlafen werden.«

»Dann, sagte Henry, »handelt es sich um weiter nichts mehr, als Ihr Wort, Mylord, wahrzumachen und dies soll meine Sorge sein.«

»Sie sind eben so müde als ich, Henry,« entgegnete Nelson, »denn Sie haben ebensowenig geschlafen als ich.«

»Wohlan, in diesem Falle können wir, wenn Sie damit einverstanden sind, Mylord, uns in die Arbeit des Tages auf folgende Weise theilen: Sie ruhen jetzt fünf bis sechs Stunden, Mylord. Während dieser Zeit wird der Wind die ihm beliebige Evolution ausführen. Sie wissen, Mylord, wenn ich auf Backbord- und Steuerbordseite vor mir und hinter mir Wasser habe, so gerathe ich in nicht größere Verlegenheit als ein Anderer. Möge daher der Wind von Norden oder von Süden kommen, so werde ich die Richtung nach Palermo nehmen und wenn Sie aufwachen, Mylord, werden wir auf dem besten Wege dahin sein. Dann gebe ich Ihnen Ihr Commando wieder zurück, Mylord, welches Sie behalten werden, so lange es Ihnen Vergnügen macht.«

Nelson war im höchsten Grade erschöpft und hatte übrigens wie immer, obschon er von seiner Jugend an zur See gewesen, die Seekrankheit. Er gab deshalb Henry's Bitten nach, übertrug ihm das Commando des Schiffes und zog sich in seine Cajüte zurück, um einige Stunden Ruhe zu genießen.

Als er wieder auf der Campanje erschien, war es elf Uhr Morgens. Der Wind war nach Süden umgesprungen und wehte frisch. Der »Vanguard hatte das Cap Orlando umsegelt und legte acht Knoten in der Stunde zurück.

Nelson warf einen Blick auf das Schiff. Es bedurfte des erfahrenen Blickes eines Seemanns, um zu erkennen, daß ein Sturm gewesen war, und daß derselbe Spuren in dem Takelwerk des Schiffes zurückgelassen hatte.

Mit dankbarem Lächeln reichte Nelson dem Capitän Henry die Hand und schickte ihn fort, damit er seinerseits ausruhe.

In dem Augenblicke aber, wo Henry die Treppe der Campanje hinabstieg, rief Nelson ihn noch einmal zurück, um ihn zu fragen, was man mit der Leiche des kleinen Prinzen gemacht habe. Dieselbe war unter der Aufsicht Doctor Beatys und des Caplans Monsieur Scott in die Cajüte des Lieutenants Parkenson gebracht worden.

Der Admiral überzeugte sich, ob das Schiff gut orientiert sei, befahl dem Steuermann immer dieselbe Richtung einzuhalten, und ging dann in das

Zwischendeck hinab.

Der königliche Knabe lag in der That auf dem Bett des jungen Lieutenants. Man hatte ein Tuch über ihn geworfen und der auf einem Stuhle sitzende Caplan las, ohne zu bedenken, daß er, ein Protestant, für einen Katholiken betete, das Gebet für die Todten.

Nelson kniete nieder, sprach ebenfalls ein leises Gebet, hob das Tuch, welches das Gesicht der kleinen Leiche bedeckte, empor und warf einen letzten Blick darauf.

Obschon der kleine Todte bereits in leichenhafter Erstarrung dalag, so hatte der Tod ihm doch die heitere Ruhe seiner Züge zurückgegeben, während die Schmerzen des Todeskampfes sie ihm für den Augenblick geraubt hatten. Sein langes blondes Haar, von derselben Farbe wie das seiner Mutter, fiel in Locken auf seine bleichen Wangen und den von blauen Adern marmorierten Hals herab.

Ein Hemd mit umgeschlagenem Spitzenkragen umrahmte seine Brust. Man hätte meinen sollen, er schlief.

Nur ward dieser Schlaf, anstatt von seiner Mutter oder Emma, von einem Priester bewacht.

Nelson konnte, obschon er kein sonderlich weiches Herz besaß, nicht umhin zu bedenken, daß der kleine Prinz, welcher hier allein schlief, während ein protestantischer Priester für ihn betete, nur wenige

Schritte entfernt, sein Vater, seine Mutter, vier Schwestern und einen Bruder hatte, von welchen allen auch nicht eins auf den Gedanken kam, der Leiche den frommen Besuch zu machen, den er ihr machte. Eine Thräne stieg ihm ins Auge und fiel auf die halb durch die prachtvolle Spitzenmanschette bedeckte Hand des kleinen Todten.

In diesem Augenblick fühlte er eine leichte Hand, welche sich sanft auf seine Schultern legte.

Er drehte sich um und streifte zwei duftige Lippen. Es war die Hand, es waren die Lippen Emma's.

In den Armen dieser und nicht in denen seiner Mutter war, wie man sich erinnert, der Knabe gestorben, und während seine Mutter schlief oder mit geschlossenen Augen über ihren Racheplänen brütete, war es abermals Emma, welche, da sie nicht wollte, daß die rohen Hände eines Matrosen diesen zarten Körper berührten, die fromme Pflicht der Bestattung zu erfüllen kam.

Nelson küßte ihr ehrerbietig die Hand. Selbst das glühendste Herz kann sich, wenn es nicht aller Poesie entkleidet ist, in Gegenwart des Todes einer heiligen Scheu nicht erwehren.

Als Nelson wieder auf die Campanje hinaufkam, fand er hier den König.

Noch erfüllt von dem erschütternden Anblick, dessen Erinnerung er mit hinweggenommen, war Nelson darauf

gefaßt, ein Vaterherz trösten zu sollen. Er täuschte sich. Der König befand sich wieder wohl, der König hatte wieder Hunger, der König kam, um Nelson auf die Schüssel Maccaroni aufmerksam zu machen, ohne welche für ihn kein Diner möglich war.

Dann, weil man jetzt den ganzen lipariotischen Archipel vor Augen hatte, erkundigte er sich nach dem Namen einer jeden dieser Inseln, indem er mit dem Finger darauf zeigte und Nelson erzählte, er habe in seiner Jugend ein Regiment gehabt, welches aus lauter jungen Männern von diesen Inseln bestanden habe und welche er seine Liparioten genannt.

Hierauf folgte die Erzählung von einem Fest, welches er vor einigen Jahren den Officieren dieses Regiments gegeben, einem Fest, bei welchem er, Ferdinand, als Koch gekleidet, die Rolle des Gastwirths gespielt, während die Königin, im Costüme einer Bäuerin und von den schönsten Damen ihres Hofes umgeben, die der Gastwirthin ausgefüllt hatte.

An diesem Tage hatte Ferdinand selbst einen ungeheuren Kessel Maccaroni bereitet und niemals, wie er versicherte, so gute wieder gegessen.

Da er übrigens am Tage vorher eine Fische in dem Golf von Mergellina selbst gefangen und am zweitletzten Tage ein Rehe, seine Wildschweine, seine Hasen und seine Fasanen in dem Walde von Persano selbst erlegt, so

hatte dieses Gastmahl in ihm unaussprechliche Erinnerungen zurückgelassen, welche sich durch einen tiefen Seufzer und die inbrünstigen Worte verriethen:

»Wenn ich nur in meinen sicilischen Wäldern eben so viel Wild finde, als ich dessen in meinen festländischen Forsten habe, oder vielmehr hatte.«

So verlangte dieser König, dem die Franzosen sein Königreich geraubt, dieser Vater, dem der Tod einen Sohn entrissen, zum Toast für dieses zweifache Unglück von Gott nur Eins, nämlich, daß ihm wenigstens noch wildreiche Wälder blieben!

Gegen zwei Uhr Nachmittags passierte man das Cap Cefalu.

Zwei Dinge beschäftigten Nelsons Gedanken und bewogen ihn, mit seinem Blick bald das Meer, bald die Küste zu befragen: Wo war Caracciolo und seine Fregatte? Wie sollte er es anfangen, mit dem Südwind in die Bai von Palermo einzulaufen?

Nelson, der fast sein ganzes Leben auf dem atlantischen Meer zugebracht, hatte nur geringe Kenntniß von den Gewässern, in welchen er sich jetzt befand und die er selten besichtigt hatte.

Allerdings hatte er, wie wir gesehen, zwei sicilianische Matrosen an Bord. Wie aber konnte er, Nelson, der erste Seemann seiner Zeit, einen schlichten Matrosen zu Rathe ziehen, wenn es galt ein Kriegsschiff von zweiundsiebzig

Kanonen in die Meerenge von Palermo hineinzusteuern?

Wenn man bei Tage anlangte, so konnte man einen Lootsen herbeisignalisieren und langte man in der Nacht an, so konnte man bis zum nächstfolgenden Morgen laviren.

Dann aber stand zu erwarten, daß der König in seiner Unkenntniß der Schwierigkeiten fragen würde:

»Hier ist ja Palermo! Warum laufen wir nicht in den Hafen ein?«

Nelson hätte dann antworten müssen:

»Weil ich das Fahrmesser des Hafens nicht genau genug kenne, um die Einfahrt auf eigene Faust unternehmen zu können.«

Niemals aber hätte Nelson sich dazu verstanden ein solches Geständniß zu thun.

Gab es übrigens wohl in diesem so schlecht organisierten Lande, wo das Leben des Menschen die wohlfeilte aller Waaren ist, auch überhaupt ein Lootsenbureau?

Dies mußte man übrigens bald erfahren, denn man begann schon den Berg Pellegrino zu erspähen, welcher sich westlich von Palermo erhebt und hinstreckt, und gegen fünf Uhr Abends, das heißt mit dem Sinken des Tages, konnte man in Sicht der Hauptstadt Siciliens sein.

Gegen zwei Uhr war der König wieder in die große Cajüte hinabgestiegen, und da man seine Maccaroni

genau nach seinen Instructionen bereitet, so hatte er ganz vortrefflich gespeist.

Die Königin war, Unwohlsein vorschützend, auf ihrem Bett liegen geblieben, die jungen Prinzessinnen und der Prinz Leopold dagegen hatten sich mit ihrem Vater zu Tische gesetzt.

Gegen halb vier Uhr, in dem Augenblick, wo man im Begriff stand, das Cap zu passieren, begab sich der König, gefolgt von Jupiter, welcher die Ueberfahrt ziemlich gut ertragen, und dem jungen Prinzen Leopold, wieder zu Nelson auf die Campanje.

Der Admiral war unruhig, denn er befragte das Meer mit seinem Blick vergebens. Nirgends gewahrte man die »Minerva«.

Es wäre ein großer Triumph für Nelson gewesen, wenn er eher angelangt wäre als der neapolitanische Admiral. Aller Wahrscheinlichkeit nach aber war dieser vor Nelson eingetroffen.

Gegen vier Uhr passierte man das Cap. Der Wind wehte stark aus Südsüdost. Man konnte nicht anders in den Hafen gelangen, als wenn man lavierte; dabei aber lief man große Gefahr, auf einer Untiefe sitzen zu bleiben oder auf eine Klippe zu stoßen.

Sobald der Hafen daher in Sicht war, gab Nelson Signale, daß man ihm einen Lootsen senden möge.

Mit Hilfe eines vortrefflichen Fernrohres konnte

Nelson alle auf der Rhede liegenden Schiffe unterscheiden und ohne Mühe vor allen andern die »Minerva«, welche gleich einem Soldaten mit geschultertem Gewehr ihren Commandanten erwartete, und sich mit völlig unversehrtem Takelwerk auf ihren Ankern schaukelte.

Aergerlich biß Nelson sich auf die Lippen. Was er gefürchtet, war geschehen.

Es dauerte nicht lange, so brach die Nacht ein. Nelson verdoppelte seine Signale und ließ endlich, ungeduldig darüber, daß er kein Boot kommen sah, einen Kanonenschuß abfeuern, nachdem er vorher die Vorsicht gebraucht, der Königin melden zu lassen, daß dieser Kanonenschuß den Zweck habe, einen Lootsen herbeizurufen.

Die Dunkelheit war schon so dicht, daß der Hintergrund den Blicken entschwand und man nur noch die zahlreichen Lichter Palermos sah, welche so zu sagen die Finsterniß durchlöcherten.

Nelson wollte eben Befehl zum Abfeuern eines zweiten Kanonenschusses geben, als Henry, welcher das Meer mit einem vortrefflichen Nachtglas durchforschte, meldete, daß ein Boot auf den »Vanguard« zugerudert komme.

Nelson nahm das Glas aus Henrys Händen und sah wirklich eine mit einem dreieckigen Segel versehene

Barke herankommen, die mit vier Matrosen bemannt war, und von einem Manne befehligt ward, welcher den groben Regenmantel der sicilianischen Seeleute trug.

»Barke, ahoi!« rief der wachthabende Matrose auf dem »Vanguard«, »was wollt Ihr?«

»Lootse!«, antwortete einfach der Mann in dem Regenmantel.

»Werft diesem Manne ein Tau zu und zieht seine Barke an das Schiff,« sagte Nelson.

Das Schiff lag so, daß es der Barke die Backbordseite zukehrte. Die Barke zog ihr Segel ein. Die vier Matrosen griffen zu den Rudern und die Barke näherte sich dem »Vanguard«.

Man warf dem Looten ein Tau zu. Er ergriff es und kletterte, als geübter Seemann die Vorsprünge und Simse benutzend, zu einer der Stückpforten in die obere Batterie hinein.

Es dauerte nicht lange, so erschien er auf dem Verdeck. Er lenkte seine Schritte gerade auf den Commandoposten zu, wo Nelson, der Capitän Henry, der König und der Kronprinz seiner harreten.

»Ihr habt lange auf Euch warten lassen,« sagte Henry auf italienisch zu ihm.

»Ich habe mich gleich nach dem ersten Kanonenschuß aufgemacht, Capitän,« antwortete der Lootse.

»Hattet Ihr denn die Signale nicht gesehen?«

Der Lootse gab keine Antwort.

»Wohlan,« sagte Nelson, »verlieren wir keine Zeit. Fragen Sie ihn auf italienisch, Henry, ob er den Hafen genau kennt und dafür steht, das Schiff ohne Unfall bis auf seinen Ankerplatz zu führen.«

»Ich spreche Ihre Sprache, Mylord,« antwortete der Lootse in vortrefflichem Englisch. »Ich kenne den Hafen ganz genau und stehe für Alles.«

»Nun, dann ist's gut,« sagte Nelson. »Uebernehmt somit das Commando, nur vergeßt dabei nicht, daß Ihr ein Schiff commandiert, welches eure Souveräne an Bord führt.«

»Ich weiß, daß ich diese Ehre habe, Mylord.«

Dann und ohne sich des Sprachrohrs zu bedienen, welches Henry ihm darbot, commandierte er mit lauter, von einem Ende des Schiffes bis zum andern hallender Stimme das Manöver in so gutem Englisch und in so echt technischen Ausdrücken, als ob er in der Marine des Königs Georg gedient hätte.

Gleich einem Roß, welches einen geschickten Reiter auf dem Rücken fühlt und einsieht, daß jeder Widerstand gegen den Willen desselben vergeblich sein würde, neigte sich der »Vanguard« unter dem Commando des Lootsen und gehorchte nicht bloß ohne Widerstreben, sondern auch, so zu sagen, mit einem gewissen Grad von Eifer, welcher von dem König nicht unbemerkt blieb.

Ferdinand näherte sich dem Looten, von welchem Nelson und Henry, von einem und demselben Gefühl des Nationalstolzes bewogen, sich entfernt hatten.

»Mein Freund,« fragte ihn der König, »glaubst Du, daß ich heute Abend ans Land gehen kann?«

»Ich wüßte nicht, was Euer Majestät daran hindern sollte. Ehe noch eine Stunde um ist, gehen wir vor Anker.«

»Welches ist das beste Hotel in Palermo?«

»Der König wird doch nicht in einem Hotel absteigen, so lange der Palast des Königs Roger vorhanden ist?«

»Dort aber erwartet mich Niemand. Ich werde dort nichts zu essen finden, und die Castellane, welche meine Ankunft nicht ahnen, haben wahrscheinlich Alles, selbst meine Betten, gestohlen.«

»Euer Majestät werden im Gegentheil dort Alles in bester Ordnung finden. Der Admiral Caracciolo, welcher heute Morgen acht Uhr in Palermo anlangte, hat für Alles gesorgt.«

»Woher weißt Du das?«

»Ich bin der Lootse des Admirals und kann Euer Majestät versichern, daß er, nachdem er um acht Uhr vor Anker gegangen, sich um neun Uhr bereits im Palast befand.«

»Dann hätte ich für weiter nichts zu sorgen als für einen Wagen.«

»Da der Admiral vorausgesehen, daß Euer Majestät im Laufe des Abends anlangen würden, so stehen schon seit fünf Uhr drei Carossen am Hafendame in Bereitschaft.«

»In der That,« sagte der König, »der Admiral Caracciolo ist ein kostbarer Mann, und wenn ich jemals eine Reise zu Lande mache, so werde ich ihn zu meinem Reisemarschall nehmen.«

»Dies wäre eine große Ehre für ihn, Sire; weniger um des Postens an und für sich, als vielmehr um des Vertrauens willen, welches ihm dadurch zu erkennen gegeben würde.«

»Hat sein Schiff während des Sturmes bedeutende Beschädigungen erlitten?«

»Nein, gar keine.«

»In der That,« sagte der König sich hinter dem Ohr kratzend, »ich hätte besser gethan, wenn ich das ihm gegebene Wort gehalten hätte.«

Der Lootse stutzte.

»Was gibt's?« frug der König.

»Nichts, Sire, ich denke blos, der Admiral würde sich sehr glücklich fühlen, wenn er die Worte, die ich soeben gehört, selbst aus Euer Majestät Munde vernähme.«

»Ah, ich kann es mir nicht verhehlen,« sagte der König und fuhr dann, sich zu Nelson wendend, fort: »Wissen Sie, Mylord, daß der Admiral schon heute Morgen acht Uhr, ohne die mindeste Beschädigung an seinem Schiffe

erlitten zu haben, hier vor Anker gegangen ist? Er muß ein Zauberer sein, da ja der »Vanguard«, obschon von Ihnen, das heißt von dem ersten Seemann der Welt, commandiert, seine Stengen, sein großes Focksegel und sein – wie heißt es gleich? – sein Bugsprietsegel verloren hat.«

»Soll ich Mylord übersetzen, was Eure Majestät soeben gesagt hat?« frug Henry.

»Warum nicht?«, entgegnete der König.

»Buchstäblich?«

»Ja wohl buchstäblich, wenn es Ihnen Vergnügen macht.«

Henry übersetzte dem Admiral die von dem König gesprochenen Worte.

»Sire,« antwortete Nelson kaltblütig, »es stand Euer Majestät frei, zwischen den »Vanguard« und der »Minerva« zu wählen. Sie haben den »Vanguard« gewählt, und Alles, was Holz, Eisen und Leinwand vereint leisten kann, das hat der »Vanguard« geleistet.«

»Gleichviel,« sagte der König, dem es Vergnügen machte, sich an Nelson für den Druck zu rächen, welchen England durch den Admiral auf ihn ausübte und der seine verbrannte Flotte noch nicht vergessen konnte; »wenn ich mit der »Minerva« gesegelt wäre, so wäre ich schon heute Morgen in Palermo angelangt und hätte einen guten Tag auf dem Lande verlebt. Indessen es schadet weiter

nichts. Ich bin Ihnen deswegen nicht weniger dankbar, Mylord. Sie haben gethan, was in Ihren Kräften stand.«

Dann setzte er mit seiner erheuchelten Gutmüthigkeit hinzu: »Wer thut, was er kann, thut, was er soll.«

Nelson biß sich auf die Lippen, stampfte mit dem Fuße, ließ den Capitän Henry auf dem Deck und kehrte in seine Cajüte zurück.

In diesem Augenblicke rief der Lootse:

»Jeder auf seinen Posten zum Ankerwerfen!«

Das Ankerwerfen ist ebenso wie das Ankerlichten einer der feierlichen Augenblicke eines großen Kriegsschiffes.

Sobald als daher der Befehl, daß Jeder sich zum Ankerwerfen auf seinen Posten begeben solle, ertheilt war, herrschte an Bord das tiefste Schweigen.

Dieses selbst von den Passagieren beobachtete Schweigen hat etwas Magisches. Achthundert Menschen stehen aufmerksam und stumm da und harren eines Wortes.

Der manövrierende Officier wiederholte mit dem Sprachrohr in der Hand den Befehl und der Hochbootsmann übersetzte denselben in die Töne seiner Signalpfeife.

Sofort begannen die im Takelwerk stehenden Matrosen gemeinschaftlich die Segel zu reffen. Die Raaen drehten sich wie auf einen Zauberschlag, und der »Vanguard«

bewegte sich zwischen den schon vor Anker liegenden Schiffen hindurch, ohne an eines derselben anzustoßen, so daß er trotz des geringen Raumes, der ihm zu seinen Evolutionen vergönnt war, stolz und wohlbehalten die für ihn zum Ankerplatz bestimmte Stelle erreichte.

Während dieses Manövers waren die meisten der Segel gerefft worden und hingen jetzt drapiert unter den Raaen. Die, welche noch offen waren, dienten bloß dazu, die allzugroße Schnelligkeit des Schiffes zu mäßigen.

Der Lootse hatte den sicilianischen Matrosen, welcher dem Admiral Nelson bereits über die Strömungen und Gegenströme der Meerenge Auskunft gegeben, an das Steuerruder gestellt.

»Anker geworfen!« rief der Lootse.

Das Sprachrohr des diensthabenden Officiers und die Pfeife des Hochbootmannes wiederholten das Commando.

Sofort löste der Anker sich von der Flanke des Schiffes und stürzte mit Getöse in das Meer. Die massive Kette folgte ihm in Schlangenwindungen und ließ Funken aus der Klüse hervorsprühen. Das Schiff knurrte und knarrte, bis in das Tiefste seines Innern erbebend. Alle Balken und Planken knackten, und mitten in den einen Bug umspülenden Wogen machte sich ein letzter Stoß bemerkbar. Der Anker saß.

Nun war die Aufgabe des Lootsen gelöst und er hatte

nichts weiter zu thun. Er näherte sich ehrerbietig dem Capitän Henry und verneigte sich vor diesem.

Henry bot ihm die zwanzig Guineen, welche er von Lord Nelson beauftragt war ihm zuzustellen.

Der Lootse schüttelte jedoch lächelnd den Kopf, drängte Henrys Hand zurück und sagte:

»Ich werde von meiner Regierung bezahlt. Uebrigens nehme ich auch kein anderes Geld als das mit dem Bilde des Königs Ferdinand oder des Königs Carl.«

Der König hatte den Looten keinen Augenblick aus den Augen verloren und in dem Augenblick, wo derselbe an ihm vorüberkam und sich verneigte, faßte er ihn bei der Hand.

»Sage, Freund, bat er ihn, »kannst Du mir einen kleinen Dienst leisten?«

»Der König befehle und wenn es in der Macht eines Menschen steht, seinen Befehl auszuführen, so wird dieser Befehl ausgeführt werden.«

»Kannst Du mich ans Land bringen?«

»Nichts leichter als dies, Sire; aber ist diese armselige Barke, die allerdings für einen Lootsen gut genug ist, wohl auch eines Königs würdig?«

»Ich frage Dich, ob Du mich ans Land setzen kannst.«

»Ja, Sire.«

»Nun gut, dann thue es.«

Der Pilote verneigte sich, kehrte noch einmal zu Henry

zurück und sagte:

»Capitän, der König will ans Land gehen. Haben Sie daher die Güte, die Ehrentreppe niederholen zu lassen.«

Der Capitän Henry ward durch diesen Wunsch des Königs in nicht geringem Grade überrascht.

»Nun?« frug der König.

»Sire,« antwortete Henry, »ich muß Lord Nelson von dem Wunsche Eurer Majestät in Kenntniß setzen. Niemand darf ohne Befehl des Admirals das Schiff Seiner britischen Majestät verlassen.«

»Auch ich nicht einmal?« fragte der König. »Dann bin ich also wohl Gefangener auf dem »Vanguard?«

»Der König ist nirgends Gefangener,« entgegnete Henry, »je vornehmer aber der Gast ist, desto tiefer würde der Wirth die Ungnade empfinden, wenn ersterer fortginge, ohne von letzterem Abschied zu nehmen.«

Mit diesen Worten verneigte sich der König und lenkte seine Schritte nach der Cajüte des Admirals.

»Diese verwünschten Engländer!« murmelte der König zwischen den Zähnen hindurch. »Ich weiß nicht, was mich abhält, Jacobiner zu werden, damit ich nur nicht mehr von diesen Leuten Befehle empfangen muß.«

Der Wunsch des Königs setzte Nelson in nicht geringeres Erstaunen, als dies mit Henry der Fall gewesen. Der Admiral begab sich sofort auf die Campanje.

»Ist es wahr,« fragte er den König, ohne sich an die Etiquette zu kehren, welche verbietet, an einen Monarchen eine direkte Frage zu stellen, »ist es wahr, daß der König den »Vanguard« unverweilt verlassen will?«

»Nichts ist wahrer als dies, mein lieber Lord,« sagte der König.

»Ich befinde mich auf dem »Vanguard wunderschön, auf dem Lande werde ich mich aber noch besser befinden. Zum Seemann bin ich einmal nicht geboren.«

»Werden Euer Majestät von diesem Entschlusse nicht wieder zurückkommen?«

»Nein, gewiß nicht; das versichere ich Ihnen, mein lieber Admiral.«

»Die große Schaluppe ausgesetzt!« rief Nelson.

»Das ist nicht nöthig,« sagte der König. »Bemühen Sie nicht Ihre wackern Leute, die ohnehin schon so ermüdet sind.«

»Ich kann aber das, was der Capitän Henry mir gesagt hat, unmöglich glauben.«

»Und was hat der Capitän Henry Ihnen denn gesagt Mylord?«

»Daß der König sich in dem Boote des Looten ans Land setzen lassen wolle.«

»So ist es auch. Dieser Lootse scheint mir nicht blos ein geschickter Mann, sondern auch ein treuer Unterthan

zu sein. Ich glaube deshalb mich ihm anvertrauen zu können.«

»Aber, Sire, ich kann nicht gestatten, daß ein anderer Schiffspatron als ich, daß ein anderes Boot als das des »Vanguard und daß andere Matrosen als die Seiner britischen Majestät Sie ans Land setzen.«

»Dann,« sagte der König, »ist es also, wie ich vorhin zu dem Capitän Henry sagte: Ich bin Gefangener.«

»Ehe ich den König nur einen Augenblick lang in diesem Glauben lasse, will ich mich lieber sofort in seinen Wunsch fügen.«

»Wohlan, auf diese Weise werden wir als gute Freunde scheiden, Mylord.«

»Aber die Königin?«, fragte Nelson.

»O, die Königin ist müde, die Königin ist leidend. Es wäre für sie und die jungen Prinzessinnen eine große Beschwerde, wenn sie den »Vanguard« noch heute Abend verlassen sollten. Die Königin wird daher erst morgen ans Land kommen. Ich empfehle sie Ihrer Obhut, Mylord, ebenso wie meinen ganzen übrigen Hof.«

»Soll ich mitgehen, Vater?« fragte der junge Prinz Leopold.

»Nein, nein,« antwortete der König.

»Was würde die Königin sagen, wenn ich ihren Günstling mitnähme?«

Nelson verneigte sich.

»Die Steuerbordtreppe niedergeholt!« rief er.

Die Treppe ward hinabgelassen, der Lootse schwang sich an einem Tau hinab und befand sich binnen wenigen Secunden in dem Boot, welches er an den Fuß der Treppe führte.

»Mylord Nelson,« sagte der König, »in dem Augenblick, wo ich Ihr Schiff verlasse, gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß ich niemals die Aufmerksamkeiten vergessen werde, womit wir an Bord des »Vanguard« überhäuft worden. Morgen sollen Ihre Matrosen einen Beweis meiner Zufriedenheit erhalten.«

Nelson verneigte sich zum zweiten Male, diesmal aber ohne zu antworten.

Der König ging die Treppe hinab und setzte sich in das Boot mit einem Seufzer der Herzenserleichterung, welcher von dem auf der ersten Stufe stehengebliebenen Admiral gehört ward.

»Vorwärts!« sagte der Pilote zu dem Matrosen, welcher die Ruderstange hielt.

Das Boot stieß von der Treppe ab und entfernte sich.

»Nun rasch, Jungens!« rief der Lootse.

Die vier Ruder tauchten gleichmäßig in die Wogen und schnell näherte das Boot sich der Marina, das heißt der Stelle des Hafendamms, wo der Toledostraße gegenüber die Equipagen des Königs warteten.

Der Lootse sprang zuerst ans Land, zog das Boot dicht

daran und befestigte es.

Ehe er aber noch dem König die Hand reichen konnte, sprang dieser ebenfalls auf den Quai hinauf.

»Ha!« rief er mit einem Ausruf der Freude, »da bin ich also wieder auf festem Lande! Nun kann der Teufel den König Georg, die Admiralität, Lord Nelson, den »Vanguard« und die ganze Flotte Seiner britischen Majestät holen. Hier, mein Freund, dies ist für Dich.«

Und mit diesen Worten bot er dem Lootsen eine Börse.

»Ich danke, Sire,« antwortete der Lootse, indem er einen Schritt zurücktrat. »Euer Majestät haben gehört, was ich dem Capitän Henry antwortete: ich werde von meiner Regierung bezahlt.«

»Ja, und Du fügtest hinzu, Du empfängst kein anderes Geld als das mit dem Bilde des Königs Ferdinand oder des Königs Carl. So nimm doch.«

»Sire, wissen Sie gewiß, daß das Geld, welches Sie mir geben, nicht das Bildniß des Königs Georg trägt?«

»Du bist ein kecker Bursche, daß Du dem König eine Lection geben willst. Auf alle Fälle wisse, daß, wenn ich von England Geld empfangen habe, es mich theure Zinsen dafür hat bezahlen lassen. Das Geld hier ist für deine Leute und diese Uhr für Dich. Wenn ich jemals wieder König werde und Du mich um eine Gnade zu bitten hat, so komme zu mir, zeige mir diese Uhr und deine Bitte soll Dir gewährt werden.«

»Morgen, Sire,« sagte der Lootse, indem er die Uhr in Empfang nahm und die Börse seinem Matrosen zuwarf, »morgen werde ich im Palast sein, und ich hoffe, daß Eure Majestät mir nicht die Gnade verweigern werden, um welche ich die Ehre haben werde Sie zu bitten.«

»Nun, das muß ich sagen, entgegnete der König, »wie es scheint hast Du nicht Lust, lange Zeit zu verlieren.«

Dann sprang er von den drei Equipagen in die, welche ihm am nächsten hielt, und rief:

»Nach dem königlichen Palaste!«

Im Galopp rasselte der Wagen fort.

Zweites Capitel.

Worin die Gnade befand, welche der Loose sich auszubitten wünschte.

Durch den Admiral Caracciolo von der Ankunft des Königs unterrichtet, hatte der Gouverneur des Schlosses die Behörden von Palermo amtlich davon in Kenntniß gesetzt.

Der Syndicus, die Municipaltät, die Magistratspersonen und die hohe Geistlichkeit von Palermo erwartete den König seit drei Uhr Nachmittags auf dem großen Hofe des Palastes.

Der König, welcher vor allen Dingen eine gute Mahlzeit und Schlaf bedurfte, sagte sich, daß er hier drei Reden anzuhören haben würde und schauderte von der Fußspitze bis in die Haarwurzeln.

Er nahm deshalb auch zuerst das Wort und sagte:

»Meine Herren, wie groß auch Ihr Rednertalent sein möge, so zweifle ich doch, daß es Ihnen möglich sein würde, mir etwas Angenehmes zu sagen. Ich habe Krieg gegen die Franzosen führen wollen, und man hat mich geschlagen. Ich wollte Neapel vertheidigen, und habe mich genöthigt gesehen, es zu verlassen. Ich habe mich

eingeschifft und bin von einem schweren Sturme heimgesucht worden. Wenn Sie mir sagen wollten, daß meine Gegenwart Sie freue, so würden Sie mir damit sagen, daß Sie sich über die mir zugestoßenen Unfälle freuen, ganz besonders aber würden Sie, wenn Sie mir dies sagten, mich abhalten, meine Abendmahlzeit zu mir zu nehmen und mich dann schlafen zu legen, was im gegenwärtigen Augenblicke mir noch unangenehmer wäre, als von den Franzosen geschlagen zu werden, Neapel verlassen zu müssen und drei Tage lang die Seekrankheit zu haben, mit der Aussicht, von den Fischen gefressen zu werden. Ich versichere Ihnen, daß ich vor Hunger und Müdigkeit kaum noch auf den Füßen stehen kann. Somit, Herr Syndicus und meine Herren von der Municipalität, will ich Ihre Reden als gehalten betrachten. Ich schenke zehntausend Ducaten für die Armen. Sie können das Geld morgen abholen lassen.«

Als er hierauf den Bischof in der Mitte seiner Geistlichkeit bemerkte, setzte er hinzu:

»Monsignor, morgen werden Sie in der Kirche zur heiligen Rosalia eine feierliche Danksagung für die wunderbare Weise, auf welche ich dem Schiffbruch entronnen bin, veranstalten. Ich werde bei dieser Gelegenheit das dem heiligen Franciscus von Paula gegebene Gelübde erneuern, ihm eine Kirche nach dem Muster der Peterskirche in Rom zu erbauen, und Sie werden uns die verdienstvollsten Mitglieder Ihrer

Geistlichkeit bezeichnen. Wie reducirt unsere Mittel auch jetzt sein mögen, so werden wir uns doch bemühen, diese Herren ihrem Verdienste gemäß zu belohnen.«

Dann wendete er sich zu den Magistratspersonen, an deren Spitze er den Präsidenten Cardillo erkannte.

»Ah, da sind Sie ja auch, Meister Cardillo,« sagte er zu ihm.

»Ja, Sire, «antwortete der Präsident, indem er sich bis zur Erde verneigte.

»Sind Sie immer noch ein schlechter Spieler?«

»Ja, immer noch, Sire.«

»Und leidenschaftlicher Jäger?«

»Mehr als je.«

»Nun, das ist schön. Ich lade Sie zu meinem Spiele ein, unter der Bedingung, daß Sie mich zu Ihren Jagden einladen.«

»Es ist eine doppelte Ehre, welche Eure Majestät mir auf diese Weise erzeigen.«

»Nun, meine Herren,« fuhr der König, sich zu Allen insgesamt wendend, fort, »wenn Sie so hungrig und so durstig sind wie ich, so habe ich Ihnen den guten Rath zu geben: Machen Sie es wie ich, das heißt, speisen Sie zu Abend und gehen Sie dann zu Bette.«

Diese Aufforderung war eine Verabschiedung in bester Form und die dreifache Deputation entfernte sich, nachdem sie den König nochmals begrüßt.

Ferdinand stieg, während vier Diener mit Fackeln vor ihm her schritten, die große Ehrentreppe hinauf, gefolgt von Jupiter, dem einzigen Gast, welchen es ihm beliebt hatte bei sich zu behalten.

Es war ein Diner von dreißig Couverts serviert.

Der König setzte sich an dem einen Ende der Tafel und ließ Jupiter an dem andern Platz nehmen, behielt einen Diener für sich und gab deren zwei seinem Hund, welchem er von allen Gerichten, die er genoß, ebenfalls vorlegen ließ.

Nie hatte Jupiter einem solchen Schmause beigewohnt.

Dann, nachdem das Souper beendet war, nahm Ferdinand ihn mit in sein Zimmer, ließ ihm am Fuße eines Bettes von den weichen Teppichen ein Lager bereiten, streichelte, ehe er sich selbst niederlegte, den schönen klugen Kopf des treuen Thieres und sagte:

»Ich hoffe, Du wirst nicht sagen wie – ich weiß nicht welcher Dichter: die Treppe des Fremden sei steil und das Brod der Verbannung sei bitter.«

Dann schlief er ein, träumte, er mache einen wunderbaren Fischfang in dem Golf von Castellamare und erlege in dem Walde von Ficuzza die Wildschweine zu Hunderten.

In Neapel war ein- für allemal Befehl gegeben, daß wenn der König um acht Uhr nicht geklingelt habe, dann der Kammerdiener in sein Schlafzimmer gehe und ihn

wecke. Da aber hier in Palermo nicht derselbe Befehl ertheilt worden, so erwachte und klingelte der König erst um zehn Uhr.

Während des Morgens waren die Königin, der Prinz Leopold, die Prinzessinnen, die Minister und die Höflinge ebenfalls gelandet, und hatten ihre Wohnungen die einen im Palast, die andern in der Stadt, aufgesucht. Die Leiche des kleinen Prinzen war überdies in die Capelle des Königs Roger getragen worden.

Der König hing eine Weile seinen Gedanken nach und stand dann auf. Lastete dieser letzterwähnte Umstand, den er vollständig vergessen zu haben schien, jetzt, wo er außer Gefahr war, schwerer auf seinem väterlichen Herzen, oder überlegte er, daß der heilige Franciscus von Paula in dem Schutz, den er ihm gewährte, ein wenig karg gewesen und daß er, wenn er die versprochene Kirche baue, einen Schutz, der sich auf seine Familie so unvollständig erstreckt, etwas zu theuer bezahle?

Der König gab Befehl, daß die Leiche des jungen Prinzen den ganzen Tag in der Capelle ausgestellt bleibe und den nächstfolgenden Tag ohne irgend welche Feierlichkeit bestattet werde.

Der Todesfall sollte den andern Höfen angezeigt werden und der der beiden Sicilien, jetzt auf Sicilien allein reducirt, vierzehntägige Trauer in Violet anlegen.

Kaum hatte der König diesen Befehl ertheilt, so

meldete man ihm, daß der Admiral Caracciolo, welcher, wie wir aus der Erzählung des Lootsen wissen, am Tage vorher als Quartiermeister für den König und die königliche Familie fungiert, um die Ehre bäte, von Seiner Majestät empfangen zu werden, und deshalb im Vorzimmer warte.

Der König fühlte sich in Folge der Antipathie, welche Nelson ihm einzuflößen begann, um so mehr zu Caracciolo hingezogen. Deshalb beeilte er sich zu befehlen, daß man den Admiral in das kleine an sein Schlafgemach anstoßende Bibliothekzimmer treten lasse, wohin er, obschon noch nicht vollständig angekleidet, sich selbst verfügte. Seinem Gesicht einen möglichst heitern Ausdruck gebend sagte er:

»Ach, mein lieber Admiral, ich freue mich sehr, Dich zu sehen, vor allen Dingen um Dir zu danken, daß Du, da Du vor mir angelangt, auch sofort an mich gedacht hast.«

Der Admiral verneigte sich und ohne daß der freundliche Empfang des Königs den Ernst seines Gesichts milderte, antwortete er:

»Sire, dies war meine Pflicht als treuer und gehorsamer Unterthan Eurer Majestät.«

»Dann wollte ich Dir auch mein Compliment zu der Art und Weise machen, auf welche Du mit deiner Fregatte während des Sturmes manövriert hast«, fuhr der König fort. »Weißt Du, daß Nelson sich fürchterlich über

Dich geärgert hat? Er war vor Wuth nahe daran zu bersten, und ich hätte gern gelacht, wenn ich nicht in so großer Angst gewesen wäre.«

»Der Admiral Nelson,« antwortete Caracciolo, » konnte mit einem schwer beschädigten Schiff wieder »Vanguard« nicht dasselbe leisten, wie ich mit meiner Fregatte, einem leichten Schiff von moderner Bauart, welches noch niemals Schaden gelitten. Der Admiral Nelson hat gethan, was er konnte.«

»Das sagte ich ihm auch, vielleicht mit anderer Bedeutung, aber genau in denselben Worten. Ich fügte sogar hinzu, daß es mir leid thäte, mein Dir gegebenes Wort gebrochen zu haben und mit ihm anstatt mit Dir gesegelt zu sein.«

»Ich weiß es, Sire, und ich fühle mich dadurch tief gerührt.«

»Du weißt es? Wer hat es Dir dem gesagt? Ah, jetzt fällt mir ein – der Lootse, nicht wahr?«

Caracciolo antwortete nicht auf die Frage des Königs, sondern sagte nach einer kurzen Pause:

»Sire, ich komme, um den König um eine Gnade zu bitten.«

»Dann hast Du den Augenblick sehr gut gewählt. Sprich, was begehrt Du?«

»Ich bitte den König, meine Entlassung als Admiral der neapolitanischen Flotte anzunehmen.«

Der König trat einen Schritt zurück, so wenig hatte er eine solche Forderung erwartet.

»Die Entlassung als Admiral der neapolitanischen Flotte?« wiederholte er; »warum denn?«

»Erstens, Sire, weil es Luxus ist, einen Admiral zu haben, wenn man keine Flotte mehr hat.«

»Ja, ich weiß es,« sagte der König mit einem sichtbaren Ausdruck des Zornes. »Mylord Nelson hat sie verbrannt. Früher oder später werden wir aber wieder Herren im eigenen Hause sein und dann eine neue bauen.«

»Aber,« antwortete Caracciolo kalt, »da ich Euer Majestät Vertrauen verloren habe, so werde ich diese neue Flotte nicht commandieren können.«

»Wie? Du hättest mein Vertrauen verloren? Du, Caracciolo?«

»Ich will wenigstens dies lieber glauben, Sire, als einem König, in dessen Adern das älteste königliche Blut von Europa fließt, den Vorwurf machen, daß er sein Wort gebrochen habe.«

»Ja, es ist wahr, sagte der König; »ich hatte Dir versprochen –«

»Erstens Neapel nicht zu verlassen, oder wenn Sie es verließen, dies nur auf meinem Schiffe zu thun.«

»Na, laß' es nur gut sein, mein lieber Caracciolo,« sagte der König, indem er dem Admiral die Hand bot.

Der Admiral ergriff die Hand des Königs, küßte dieselbe ehrerbietig, trat einen Schritt zurück und zog ein Papier aus der Tasche.

»Sire,« sagte er, »hier ist meine Entlassung, um deren Annahme ich Euer Majestät bitte.«

»Nein, ich nehme deine Entlassung nicht an; ich weise sie zurück.«

»Dazu haben Euer Majestät nicht das Recht.«

»Wie! Ich hätte nicht das Recht dazu? Ich hätte nicht das Recht, deine Entlassung zurückzuweisen?«

»Nein, Sire, denn Euer Majestät haben mir gestern versprochen, mir die erste Gnade, um die ich bitten würde, zu bewilligen. Wohlan, diese Gnade besteht eben darin, daß Sie meine Entlassung annehmen, Sire.«

»Gestern hätte ich Dir etwas versprochen? Du bist wohl nicht bei Sinnen?«

Caracciolo schüttelte den Kopf.

»Ich bitte um Entschuldigung, Sire, ich bin vollkommen bei Sinnen.«

»Gestern habe ich Dich ja aber nie gesehen.«

»Das heißt, Sie haben mich bloß nicht erkannt, Sire. Vielleicht aber erkennen Sie diese Uhr?«

Und Caracciolo zog eine prachtvolle, mit dem Bildniß des Königs geschmückte und mit Diamanten besetzte Uhr aus dem Busen.

»Der Lootse!« rief der König, indem er die Uhr

erkannte, welche er am Abend vorher dem Manne gegeben, der ihn so geschickt in den Hafen geführt.

»Der Lootse!«

»Der Lootse war ich, Sire,« antwortete Caracciolo, sich verneigend.

»Wie! Du, ein Admiral, hast Dich dazu verstanden, die Rolle eines Looten zu spielen?«

»Sire, wenn es sich um das Wohl und die Rettung des Königs handelt, gibt es keine untergeordnete Rolle.«

Ferdinands Züge gewannen einen Ausdruck von Wehmuth, der nur sehr selten an ihm wahrzunehmen war.

»In der That,« sagte er, »ich bin ein sehr unglücklicher Fürst. Entweder *werden* meine Freunde von mir entfernt, oder sie entfernen sich selbst von mir.«

»Sire,« antwortete Caracciolo, »Sie thun unrecht, wenn Sie das Ueble, welches Sie thun oder thun lassen, Gott zur Last legen. Gott hatte Ihnen einen nicht bloß mächtigen, sondern auch berühmten König zum Vater gegeben. Sie hatten einen älteren Bruder, welcher das Scepter und die Krone von Neapel erben sollte. Gott gestattete, daß er von Wahnsinn heimgesucht und der Weg somit für Sie frei ward. Sie sind Mann, Sie sind König, Sie haben den Willen, Sie haben die Macht. Mit freiem Willen begabt, können Sie zwischen dem Guten und dem Bösen wählen. Sie wählen aber das Böse, Sire, so daß das Gute sich von Ihnen entfernen muß.«

»Caracciolo,« sagte der König mehr traurig als gereizt, »weißt Du, daß noch nie. Jemand mit mir so gesprochen hat, wie Du jetzt mit mir spricht?«

»Weil außer einem Mann, der wie ich den König liebt und das Wohl des Staates will, Euer Majestät Niemanden um sich hat als Höflinge, die nur sich selbst lieben und weiter nichts verlangen, als die Ehren des Glücks und des Reichthums.«

»Und wer ist dieser Mann?«

»Derselbe, den der König vergessen und in Neapel zurückgelassen, der Mann, den ich mit nach Sicilien gebracht – der Cardinal Ruffo.«

»Der Cardinal weiß eben so wie Du, daß ich stets bereit bin, ihn zu empfangen und anzuhören.«

»Ja, Sire, aber nachdem Sie uns empfangen und angehört, folgen Sie den Rathschlägen der Königin, Actons und Nelson's. Ich bin trostlos, Sire, daß ich auf diese Weise die Ehrfurcht, die ich einer erhabenen Person schuldig bin, aus den Augen setzen muß, aber ich erkläre: diese drei Namen werden in Zeit und Ewigkeit verwünscht sein.«

»Und glaubst Du, daß ich sie nicht auch verwünsche?« sagte der König. »Glaubst Du, ich sehe nicht, daß sie den Staat seinem Ruin und mich dem Verderben entgegenführen? Ich bin zwar ein Dummkopf, aber ein Narr bin ich nicht.«

»Nun wohlan, Sire, dann kämpfen Sie doch!«

»Kämpfen, dies kannst Du leicht sagen, ich aber bin nicht ein Mann des Kampfes; Gott hat mich nicht für den Kampf geschaffen. Ich bin ein Mensch der Empfindungen und Vergnügungen, ein gutes Herz, welches man durch Quälereien reizt und erbittert. Jene sind ihrer Drei oder Vier, die sich die Macht streitig machen, das Eine greift nach der Krone, das Andere nach dem Scepter. Ich lasse sie gewähren. Das Scepter, die Krone, der Thron, dies ist mein Golgatha; ich habe von Gott nicht verlangt, König zu sein. Ich liebe die Jagd, den Fischfang, die Pferde, die schönen Mädchen, und habe keinen andern Ehrgeiz. Mit zehntausend Ducaten Rente und der Freiheit, nach meiner Weise zu leben, wäre ich der glücklichste Mensch der Erde gewesen. Aber nein, unter dem Vorwand, daß ich König bin, läßt man mich keinen Augenblick in Ruhe. Dies ließe sich allenfalls noch begreifen, wenn ich wirklich regierte. Es sind aber die Andern, welche unter meinem Namen regieren; es sind die Andern, welche den Krieg führen, und auf mich fallen blos die Schläge. Es sind die Andern, welche die Fehler begehen, während gleichwohl ich dieselben wieder gutmachen muß. Du bittet mich um deine Entlassung und Du hast sehr Recht. Dennoch aber sollst Du sie den Andern abverlangen, denn diese sind es, welchen Du dienst, nicht ich.«

»Eben deshalb, weil ich meinem König und nicht den

Andern dienen will, wünsche ich in das Privatleben zurückzutreten, welche Sie, Sire, soeben auch als Gegenstand Ihrer Wünsche bezeichneten. Zum dritten Male, Sire, bitte ich daher inständig meine Entlassung anzunehmen und beschwöre Sie, wenn es sein muß, im Namen des Wortes, welches Sie mir gestern gegeben.«

Und Caracciolo bot, indem er dies sagte, dem König mit der einen Hand seine Entlassung und mit der andern eine Feder zum Unterzeichnen.

»Du willst es also?« fragte der König.

»Sire, ich flehe darum.«

»Und wenn ich unterzeichne, wo wirst Du dann hingehen?«

»Ich werde nach Neapel zurückkehren, Sire.«

»Und was willst Du dort in Neapel machen?«

»Meinem Vaterlande dienen, Sire. Neapel befindet sich in der Lage, wo es der Intelligenz und des Muthes aller seiner Söhne bedarf.«

»Sieh wohl zu, was Du in Neapel thust, Caracciolo.«

»Sire, ich werde mich bemühen, immer so zu handeln, wie ich zeither gehandelt – als ehrlicher Mann und als guter Bürger.«

»Das ist deine Sache. Du beharrt also auf deinem Verlangen?«

Caracciolo begnügte sich mit dem Finger auf die Uhr zu zeigen, die er auf den Tisch gelegt.

»Starrkopf!« sagte der König ungeduldig Dann ergriff er die Feder und schrieb unter das Entlassungsgesuch die Worte:

»Angenommen; der Chevalier Caracciolo möge aber nicht vergessen, daß Neapel sich in der Gewalt meiner Feinde befindet.« Dann unterzeichnete er wie gewöhnlich: »Ferdinand V.«

Caracciolo warf die Augen auf die drei Zeilen, welche der König soeben geschrieben, faltete das Papier wieder zusammen, steckte es in die Tasche, verneigte sich ehrerbietig vor dem König und schickte sich an, sich zu entfernen.

»Du vergissest deine Uhr,« sagte der König.

»Diese Uhr ist nicht dem Admiral, sondern dem Lootsen geschenkt worden. Gestern, Sire, existierte der Lootse nicht; heute existiert der Admiral nicht.«

»Ich hoffe aber,« sagte der König mit jener Würde, welche bei ihm von Zeit zu Zeit hindurchleuchtete wie ein Blitz, »ich hoffe, daß der Freund beide überleben werde. Nimm diese Uhr, und wenn Du jemals Dich versucht fühlen solltest, deinen König zu verrathen, so betrachte das Bildniß dessen, der sie Dir gegeben.«

»Sire, antwortete Caracciolo, »ich stehe nicht mehr im Dienste des Königs. Ich bin einfacher Bürger. Ich werde thun, was mein Vaterland mir befiehlt.«

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und der

König blieb in nicht bloß traurige, sondern träumerische Gedanken versinkend stehen.

Am nächstfolgenden Morgen fand, wie er befohlen, die Beerdigung seines Sohnes, des Prinzen Albert, statt, ohne allen Pomp, wie die eines gewöhnlichen Kindes.

Die Leiche ward in der Gruft der Schloßcapelle beigesetzt, welche unter dem Namen der Capelle des Königs Roger bekannt ist.

Drittes Capitel.

Das Königthum in Palermo.

Wir haben gesehen, daß das Allererste, was der König noch vor seinem Cabinetsrath und gleich bei seiner Ankunft in Palermo reorganisiert hatte, seine Partie Reversi war.

Zum Glücke hatte, ganz wie Ferdinand gedacht, der Herzog von Ascoli, um den er sich nicht bekümmert, Mittel gefunden, um nach Sicilien zu gelangen. Der Herzog ward hierbei von jener naiven und unverbrüchlichen Anhänglichkeit getrieben, welche seine Haupttugend war, eine Tugend, welche ihm der König nicht mehr Dank wußte als dem Hunde Jupiter seine Treue.

Der Herzog von Ascoli hatte Caracciolo ersucht, ihn mitzunehmen. Da Caracciolo wußte, daß der Herzog von Ascoli der beste und uneigennützigste aller Freunde des Königs war, so hatte er dem Wunsche desselben sofort entsprochen.

Der König fand demgemäß unter der Zahl der Personen, welche schon am Abende seiner Ankunft sich bei ihm einfanden, um ihm ihre Aufwartung zu machen,

den Herzog von Ascoli.

Seine Anwesenheit setzte jedoch den König nicht in Erstaunen und das Compliment, welches er ihm deswegen machte, bestand blos in den Worten:

»Ich wußte wohl, daß Du Mittel finden würdest zu kommen.«

Man erinnert sich überdies, daß unter der Zahl der Magistratspersonen, welche sich eingefunden hatten, um dem König ihre Aufwartung zu machen, sich ein alter Bekannter von ihm, der Präsident Cardillo, befand, welcher niemals nach Neapel kam, ohne die Ehre zu haben, einmal an der Tafel des Königs zu speisen, wogegen der König, so oft er nach Palermo kam, ihm die Ehre erwies, wenigstens einmal auf seinem prachtvollen Landgute Ilice zu jagen.

Zu Gunsten des Präsidenten Cardillo machte der König in Bezug auf seine Sympathien und Antipathien eine Ausnahme. Sehr aristokratisch gesinnt, obschon im höchsten Grade populär, haßte Ferdinand doch sämtliche adelige Beamte.

Der Präsident Cardillo hatte ihn jedoch durch zwei mächtige Verlockungen verführt. Der König liebte die Jagd, und der Präsident Cardillo war seit Nimrod und nächst dem König Ferdinand einer der gewaltigsten Jäger vor Gott, welche jemals existiert.

Der König verabscheute die Titusköpfe, so wie die

Schnurr- und Backenbärte; der Präsident Cardillo aber hatte kein Haar, weder auf dem Kopf noch auf den Wangen oder dem Kinne.

Die majestätische Perrücke, unter welcher der würdige Beamte seine Kahlheit verbarg, besaß daher das seltene Vorrecht, von dem Könige gnädig empfangen zu werden.

Auch warf er sofort ein Auge auf ihn, um ihn nebst Ascoli und Malaspina zu den gewohnten Mitspielern seinen Partie Reversi zu machen.

Die andern Spieler ohne Karte, wie man von Ministern ohne Portefeuille sagen könnte, waren der Fürst von Castalcicala der Einzige der drei Mitglieder der Staatsjunta, welcher von der Königin gewürdigt worden war, ihren Schutz zu genießen und mit nach Sicilien genommen zu werden, der Marquis von Circello, welchen der König so eben zu einem Minister des Innern gemacht, und der Fürst von San Cataldo, einer der reichsten Grundbesitzer des südlichen Siciliens.

Dieses Gespann des Königs, wenn wir mit diesem Ausdrücke die drei Höflinge bezeichnen dürfen, welche die Ehre hatten, zu seinen Spielpartien auserwählt zu werden, war die seltsamste Sammlung von Originalen, die man sehen konnte.

Den Herzog von Ascoli, dem wir eigentlich mit Unrecht den Namen eines Höflings geben, kennen wir. Er war eine jener heiter ruhigen, muthigen und loyalen

Persönlichkeiten, wie man sie bei Hofe so selten trifft. Seine Anhänglichkeit an den König war frei von allem Ehrgeize. Nie war es ihm eingefallen, um Geld oder Ehrenstellen zu bitten, oder, wenn der König ihm eine solche Gunst angeboten, ihn, wenn er es vergaß, wieder daran zu erinnern. Er war das Urbild eines echten Edelmanns, er liebte das Königthum als eine geheiligte Institution, hatte sich freiwillig Pflichten gegen dasselbe aufgelegt, und verwandelte eben so freiwillig diese Pflichten in Obliegenheiten, die er gern erfüllte.

Der Marquis Malaspina dagegen war einer jener händelsüchtigen, starren Charaktere, welche sich gegen Alles auflehnen und zuletzt doch gehorchen, dann aber, worin auch der vom Herrn ertheilte Befehl bestanden haben möge, sich für diesen Gehorsam durch verletzende Worte oder mianthropische Bemerkungen rächen. Er war, wie Katharina von Medicis vom Herzoge von Guise sagte, eines jener als Eisen angemalten Rohre, welche sich biegen, wenn man darauf drückt.

Der vierte, Präsident Cardillo, ist schon flüchtig geschildert worden und wir haben, um sein Porträt vollständig zu machen, nur noch wenige Striche hinzuzufügen.

Der Präsident Cardillo war, ehe der König hierher kam, der heftigste Mensch und zugleich der schlechteste Spieler in ganz Sicilien. Nach Ankunft des Königs wäre er wie Cäsar, wenn ihm durchaus daran lag, der Erste

bleiben zu wollen, genöthigt gewesen, irgend ein Dorf Sardiniens oder Calabriens aufzusuchen.

Gleich am ersten Abende, wo er zum Spieltische des Königs zugelassen ward, gab er durch ein Wort einen Maßstab für seine Unterwerfung unter die königliche Etikette.

Eine der hauptsächlichsten Aufgaben des Reversispiels ist, sich seiner Aß zu entledigen. Einmal bemerkte König Ferdinand nun, daß er, während er sich eines Aßes hätte entledigen können, dasselbe in der Hand behalten hatte, und rief:

»Wie dumm ich doch bin! Ich hätte jetzt mein Aß los werden können und hab' es behalten.«

»Ach,« antwortete der Präsident, »ich bin noch dümmer, als Ew. Majestät, denn ich hätte Quinola machen können und habe es auch nicht gethan.«

Der König fing an zu lachen und der Präsident, welcher in seiner Achtung schon hoch stand, stieg darin noch höher. Seine Freimüthigkeit erinnerte den König wahrscheinlich an die seiner jungen Lazzaroni.

Es war dies allerdings nur ein Wort, der Präsident aber blieb nicht bei Worten stehen. Er ging auch zu Thatsachen und Geberden über. Bei dem geringsten Widerspruch zum Beispiel, oder bei dem geringsten Verstoß seines Partners gegen die Regeln des Spiels warf er mit den Spielmarken, den Karten, dem Geld und den

Leuchtern um sich herum. Sah er sich aber am Spieltische des Königs, so mußte er natürlich schweigen und seinen Ingrimmm verbeißen.

Drei oder vier Abende ging Alles gut. Der König aber, welcher den Charakter des Präsidenten aus Erfahrung kannte und übrigens sah, welchen Zwang er sich anthat, machte es sich zum Vergnügen, ihn zum Aeuffersten zu treiben. Wenn er dann nahe daran war loszubrechen, sah er ihn an, und richtete die erste beste Frage, die ihm einfiel, an ihn.

Der arme Präsident, welcher dann gezwungen war, höflich zu antworten, lächelte vor Wuth, setzte aber gleichzeitig und so graziös, als ihm möglich war, den Gegenstand, welchen er eben im Begriff gestanden an die Decke zu schleudern oder auf den Fußboden zu werfen, auf den Tisch und hielt sich an die Knöpfe seines Rockes, welche er einen nach dem andern abriß, und die man dann den nächstfolgenden Morgen auf dem Teppich umhergestreut fand.

Am vierten Tage jedoch konnte der Präsident sich nicht länger beherrschen. Er warf die Karten, die er nicht dem König ins Gesicht zu werfen wagte, dem Marquis von Malaspina ins Gesicht, und da er in der einen Hand sein Taschentuch und in der andern seine Perrücke hielt, und ihm der Zornschweiß vom Gesicht troff, irrte er sich in der Hand und begann damit, daß er sich das Gesicht mit der Perrücke abwischte und sich sodann in dieselbe

schnäuzte.

Der König glaubte vor Lachen sterben zu müssen und nahm sich vor, sich diesen Spaß so oft als möglich zu machen.

Aus diesem Grunde hütete Ferdinand sich auch wohl, die erste Einladung zur Jagd, welche der Präsident Cardillo an ihn ergehen ließ, abzulehnen.

Der Präsident Cardillo besaß, wie wir bereits erwähnt, ein prachtvolles Landeigenthum, welches fünftausend Unzen Gold oder sechzigtausend Francs jährlich einbrachte. Mitten in diesem Besitzthum stand ein Schloß, würdig einen König zu beherbergen.

Hier langte der König am Vorabend der Jagd an, um daselbst zu dinieren und zu übernachten.

Ferdinand war neugierig und ließ sich das Schloß in allen seinen Einzelheiten zeigen. Sein Zimmer, welches das Ehrenzimmer war, befand sich dem seines Wirthes gegenüber.

Am Abend, nachdem er wie gewöhnlich seine Partie Reversi gemacht, und ebenfalls wie gewöhnlich seinen Wirth geärgert, legte er sich nieder.

Obschon aber sein Bett einen Baldachin hatte wie ein Thron, so erwachte er, wenn es die Jagd galt, stets munter und jung, noch eine Stunde früher, als das Horn zum Appell blies.

Da er nicht wußte, was er in seinem Bett machen

sollte, und auch nicht wieder einschlafen konnte, so kam er auf den Einfall, zu sehen, wie ein Präsident in seinem Bett ohne Perrücke und in der Nachtmütze sich ausnähme.

Die Sache war um so weniger indiscret zu nennen, als der Präsident Witwer war.

Der König stand demgemäß auf, zündete eine Kerze an, lenkte seine Schritte im Hemd nach der Thür des Zimmers seines Gastes, drehte den Schlüssel um und trat ein.

Wie grotesk der Anblick auch war, auf welchen der König sich gefaßt gemacht, so hatte er doch keine Ahnung von dem, welches sich seinen Augen in der Wirklichkeit darbot.

Der Präsident saß ohne Perrücke und ebenfalls im Hemd in der Mitte des Zimmers auf der Art Thron, worauf Herr von Vendôme den Cardinal Alberoni empfangen hatte.

Anstatt zu erstaunen und die Thür zu schließen, ging der König geraden Weges auf ihn zu, während der auf diese Weise überraschte arme Präsident unbeweglich und ohne ein Wort zu sagen sitzen blieb.

Der König hielt ihm nun ein Licht unter die Nase, um besser zusehen, was für ein Gesichter machte, und begann dann mit bewundernswürdigem Ernst um die Statue und deren Piedestal herumzugehen, während nur

der Kopf des Präsidenten, der sich mit beiden Händen auf die Armlehnen seines Thrones stützte, Seine Majestät mit einer centralen Bewegung begleitete, welche der kreisförmigen Bewegung des Königs entsprach.

Endlich sahen die beiden Gestirne, welche so ihren Umlauf bewirkten, sich wieder einander gegenüber, und da der König sich aufgerichtet hatte, und stillstand, ohne zu sprechen, so sagte der Präsident mit der größten Kaltblütigkeit:

»Sire, da dieser Fall in der Etikette nicht vorgesehen ist, so frage ich, ob ich sitzen bleiben oder aufstehen soll.«

»Bleib sitzen! Bleib sitzen!« sagte der König. »Eben aber schlägt es vier Uhr. Laß uns nicht warten.«

Und mit demselben Ernst, wie Ferdinand das Zimmer betreten, verließ er dasselbe wieder.

Wie groß die Ernsthaftigkeit, die der König affectirt hatte, aber auch war, so gehörte dieses Abenteuer nichtsdestoweniger zu denen, welche er in der Folgezeit stets mit vielem Vergnügen wieder erzählte, obschon nicht lieber als das seiner Flucht mit Ascoli, einer Flucht, auf welcher, wie er erklärte, Ascoli die augenscheinlichste Gefahr lief, gehängt zu werden.

Die von dem Präsidenten veranstaltete Jagd war großartig. Welcher Tag aber wäre selbst im glückseligen Sicilien sicher zu verfließen, ohne daß sich auch nur das

kleinste Wölkchen am Himmel zeigte?

Der König war, wie wir schon früher erwähnt, ein bewundernswürdiger Schütze, der kaum seinesgleichen fand. Er schoß niemals anders als aus freier Hand und traf stets das Blatt, was bei der Eberjagd von großer Wichtigkeit ist, weil das Thier nur an dieser Stelle tödtlich verwundbar ist. Seltsamerweise aber verlangte er von Denen, welche mit ihm jagten, dieselbe Geschicklichkeit, die er besaß.

Als am Abend dieser ersten und famosen Jagd, welche er bei dem Präsidenten Cardillo abhielt, sämtliche Jäger um einen aufgethürmten Haufen von erlegten Wildschweinen versammelt waren, sah er darunter eines, welches in den Bauch geschossen war.

Sofort stieg ihm die Röthe auf die Stirn und einen wüthenden Blick um sich werfend fragte er:

»Wer ist der Esel, der einen solchen Schuß gethan?«

»Ich, Sire,« antwortete Malaspina. »Soll ich mich deswegen aufknüpfen?«

»Nein, das nicht, antwortete der König; »künftig aber werdet Ihr, wenn wir auf die Jagd gehen, zu Hause bleiben.«

Der Marquis Malaspina blieb von diesem Augenblicke an an den Jagdtagen nicht blos zu Hause, sondern ward auch bei dem Kartenspiel des Königs durch den Marquis von Circello ersetzt.

Die Spielpartie des Königs war übrigens nicht die einzige, welche in dem großen Salon des königlichen Palastes stattfand. Wenige Schritte von dem Reversitische des Königs stand der Pharotisch, an welchem Emma Lyonna thronte, sei es nun daß die Bank hielt oder pointierte.

Ganz besonders beim Spiel konnte man in den beweglichen Zügen der schönen Engländerin Ebbe und Flut der Leidenschaften studieren. In allen Dingen dem Extrem huldigend, spielte Emma mit einer förmlichen Wuth, und liebte es, ihre schönen Hände in die Fluten von Gold zu tauchen, welche sie auf ihrem Schooße anhäuften und in funkelnden Strömen von ihren Knieen auf den grünen Teppich rollen ließ.

Lord Nelson, welcher niemals spielte, saß hinter Ihr oder stand, auf die Lehne ihres Sessels gestützt, verschlang ihre schönen Schultern mit einem ihm noch übriggebliebenen Auge und sprach mit Niemanden als mit ihr und zwar stets mit leiser Stimme und auf englisch.

Hier spielte man, während der König an seinem Tische höchstens tausend Ducaten gewinnen oder verlieren konnte, so hoch, daß zwanzig-, dreißig-, ja vierzigtausend verloren oder gewonnen werden konnten.

Um diese Tafel herum standen die reichsten Cavaliere Siciliens und unter denselben einige jener glücklichen Spieler, welche während ihres unverbrüchlichen Glückes

im Spiel bekannt sind.

Wenn Emma an einem derselben einen Ring oder eine Nadel sah, die ihr gefiel, so machte sie Nelson darauf aufmerksam, welcher dann den nächstfolgenden Tag bei dem Eigenthümer des Diamantes, des Rubins oder des Smaragds erschien, und welcher Preis auch gefordert werden mochte, so ging dann der Smaragd, der Rubin oder der Diamant von dem Finger oder Halle eines zeitherigen Besitzers an den Finger oder den Hals der schönen Favoritin über.

Was Sir William, der stets mit seiner Archäologie oder mit Politik beschäftigt war, betraf, so sah er nichts und hörte nichts, sondern besorgte seine politische Correspondenz mit London oder classificirte eine geologischen Exemplare.

Wenn man uns vielleicht der Uebertreibung dieser ehelichen Blindheit des würdigen Gesandten beschuldigen sollte, so antworten wir darauf durch nachstehenden Brief Nelsons vom 12. März 1799, welcher, an Sir Spencer Smith adressiert, unter den nach dem Tode des berühmten Admirals in London veröffentlichten Briefen und Depeschen zu finden ist:

»Mein werther Herr!

»Ich wünsche zwei oder drei schöne ostindische Shawls, mögen dieselben kosten, was sie wollen. Da ich in Constantinopel Niemanden kenne, den ich mit diesem

Einkauf beauftragen könnte, so nehme ich mir die Freiheit, Sie zu bitten, mir diesen Dienst zu leisten. Ich werde den Preis dafür mit tausend Dank wieder bezahlen, sei es in London oder irgendwo, sobald man mich von dem Betrag in Kenntniß gesetzt haben wird.

»Die Erfüllung meiner Bitte wird Ihnen ein neues Anrecht auf meine Dankbarkeit geben.

»Nelson.«

Dieser Brief bedarf, unserem Bedünken nach, keines Commentars. Er beweist, daß Emma Lyonna, indem sie Sir William heiratete, die Gewohnheiten ihres früheren Handwerkes keineswegs ganz vergessen hatte.

Was die Königin betraf, so spielte diese niemals oder sie spielte wenigstens ohne Eifer und ohne Vergnügen.

Seltsamerweise gab es für diese Frau der Leidenschaften gleichwohl eine Leidenschaft, die ihr unbekannt war. Um den kleinen Prinzen Albert, der so schnell verschwunden und noch schneller vergessen worden, trauernd, saß sie mit den ebenfalls in Trauer gekleideten jungen Prinzessinnen in einer Ecke des Saales, mit irgendeiner Nadelarbeit beschäftigt.

Während des Spieles kam dreimal wöchentlich der Prinz von Calabrien, um mit seiner jungen Gemahlin dem König seinen Besuch zu machen. Er spielte ebenfalls nicht, ebensowenig als die Prinzessin Clementine.

Diese setzte sich neben die Königin, ihre Schwiegermutter, mitten unter die jungen Prinzessinnen, ihre Schwägerinnen, und beschäftigte sich mit Zeichnen oder mit einer Stickerei wie diese.

Der Herzog von Calabrien ging von einer Gruppe zur andern und mischte sich in die Conversation, um was dieselbe sich auch drehen mochte, mit jener leichten, oberflächlichen Beredsamkeit, welche in den Augen der Unwissenden für gediegenes Wissen gilt.

Ein Fremder, welcher in den Salon getreten wäre, ohne zu wissen, mit wem er es zu thun hätte, würde niemals errathen haben, daß dieser König, der in so heiterer Stimmung seine Partie Reversi machte, daß diese Frau, welche so kaltblütig eine Sessellehne stickte, daß endlich dieser junge Mann, welcher mit lachendem Gesicht Jedermann freundlich begrüßte, ein König, eine Königin und ein Kronprinz waren, die soeben ihr Königreich verloren und erst seit wenigen Tagen den Fuß auf den Boden des Exils gesetzt hatten.

Nur das Gesicht der Prinzessin Clementine trug die Spuren tiefen Kummers; man fühlte aber, daß dieser Kummer, in das entgegengesetzte Extrem verfallend, größer war als der, welchen man über den Verlust eines Thrones empfindet. Man errieth, daß die arme Erzherzogin ihr Erdenglück verloren, ohne Hoffnung es jemals wieder zu finden.

Viertes Capitel.

Neue Nachrichten.

Obschon König Ferdinand, wie wir bereits gesagt, weniger Eifer entwickelt, sein Ministerium als eine Reversipartie zu organisieren, so hatte er gleichwohl nach Verlauf von zwei oder drei Tagen etwas hergestellt, was Aehnlichkeit mit einem Cabinetsrath hatte.

Dem anfangs in Ungnade gefallenem Ariola hatte er ein Kriegsministerium zurückgegeben, denn er hatte sehr bald einsehen gelernt, daß die Verräther diejenigen waren, welche ihm zum Kriege gerathen, aber nicht die, welche ihn davon abgeredet hatten.

Den Marquis von Circello hatte er zum Minister des Innern und den Fürsten von Castalcicale – dem er eine Entschädigung für den Verlust seines Postens als Gesandter in London und als Mitglied der Staatsjunta in Neapel schuldig war – zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt.

Der Erste, welcher Nachrichten aus Neapel und Palermo brachte, war der Generalvicar Fürst Pignatelli.

Dieser hatte, wie wir schon erzählt, die Flucht an demselben Abend ergriffen, wo er, nachdem man ihn auf

gefordert, den Staatsschatz an die Municipalität auszuliefern und eine Vollmachten in die Hände der erwählten Bürger niederzulegen, zwölf Stunden Bedenkzeit verlangt hatte.

Vom König und besonders von der Königin ward er sehr schlecht empfangen.

Der König hatte ihm befohlen, um keinen Preis mit den Franzosen und den Rebellen – was in seinen Augen eins und dasselbe war – zu unterhandeln.

Gleichwohl hatte er den Waffenstillstand von Sparanisi unterzeichnet.

Die Königin hatte ihm befohlen, Neapel niederbrennen und von den Notaren und darüber an Alles niedermetzeln zu lassen.

Gleichwohl hatte er nicht das kleinste Palais in Brand gesteckt und auch nicht den unbedeutendsten Patrioten gemordet.

Aus diesen Gründen ward er nach Castanietta verbannt.

Allmählig und auf verschiedenen Wegen erfuhr man die Emeute gegen Mack und den Schutz, welchen dieser unter dem Zelt des französischen Generals gefunden, die Ernennung Maliterno's zum General des Volkes, die Rocca Romana's zu seinem Lieutenant und endlich den immer näherrückenden Marsch der Franzosen auf Neapel.

Eines Morgens langte nach vierthalbtägiger Ueberfahrt auf einer Tartane von Castellamare ein Mann in Palermo an, welcher erklärte, daß er der Ueberbringer höchst wichtiger Nachrichten sei. Den Jakobinern war er, wie er sagte, nur durch ein Wunder entronnen. Er zeigte seine von den Stricken, womit man ihn gebunden, noch wunden Handgelenke und verlangte mit dem König zu sprechen.

Der König ließ, als man ihn hiervon in Kenntniß gesetzt, fragen, wer er wäre.

Er antwortete, er hieße Roberto Brandi und wäre Gouverneur des Castells San Elmo.

Der König, welcher in der That glaubte, daß dieser Mann positive Nachrichten bringen müsse, befahl, ihn einzulassen.

Roberto Brandi erzählte nun dem König, daß in der Nacht vor dem Angriffe der Franzosen auf Neapel unter der Garnison des Castells San Elmo eine furchtbare Emeute zum Ausbruch gekommen sei.

Er wäre, erzählte er, mit einem Pistol in jeder Hand herausgetreten, die Meuterer hätten sich alle auf ihn gestürzt. Er habe verzweifelten Widerstand geleistet. Mit seinen beiden Kugeln habe er einen Mann getödtet und einen andern verwundet.

Was konnte er aber gegen fünfzig Mann ausrichten? Sie hatten sich über ihn hergeworfen, ihn geknebelt und

in den Kerker Nicolino Caracciolos geworfen, den sie in Freiheit gesetzt und an seiner Statt zum Commandanten des Castells ernannt.

Er sei, setzte er hinzu, zweiundsiebzig Stunden in diesem Kerker eingesperrt gewesen, ohne daß es Jemanden eingefallen sei, ihm ein Glas Wasser oder ein Stück Brod zu bringen. Endlich habe einer der Schließer, der ihm seinen Posten zu verdanken habe, Mitleid mit ihm gehabt, sei am dritten Tag mitten unter der Verwirrung des Kampfes zu ihm hinuntergekommen und habe ihm eine Verkleidung gebracht, mit deren Hilfe er die Flucht bewerkstelligt.

Da es ihm aber im ersten Augenblicke nicht möglich gewesen, ein Transportmittel zu finden, so habe er sich genöthigt gesehen, sich zwei Tage lang bei einem Freund versteckt zu halten, so daß er noch dem Einzug der Franzosen in Neapel und dem Verrath des heiligen Januarius beigewohnt habe.

Endlich nach Proclamierung der parthenopäischen Republik habe er Castellamare gewonnen, wo gegen schweres Gold der Patron einer Tartane sich dazu verstanden habe, ihn an Bord zu nehmen und nach Sicilien zu bringen.

Er habe diese Ueberfahrt in vierthalb Tagen gemacht und käme nun, um das Anerbieten seiner ferneren Dienste seinem erhabenen Souverän zu Füßen zu legen.

Diese Erzählung war eine höchst rührende. Nachdem Roberto Brandi sie dem König mitgetheilt, wiederholte er sie der Königin, und da diese den Dienstleister anders zu würdigen wußte als der König, so ließ sie dem Opfer Nicolinos Caracciolo und seiner Jakobiner eine Summe von zehntausend Ducaten auszahlen.

Dann ernannte sie ihn zum Gouverneur des Schlosses von Palermo mit demselben Gehalt, den er in dem Castell San Elmo gehabt, und versprach an dem Tage, wo sie ihr Königreich wieder erlangt haben und in Neapel einziehen würden, noch mehr für ihn zu thun.

Unmittelbar darauf versammelte sich bei der Königin ein Cabinetsrath, zu welchem Acton, Castelcicala, Nelson und der Marquis von Circello berufen wurden.

Es handelte sich jetzt zunächst darum, die in Neapel triumphierende Revolution zu verhindern, daß sie die Meerenge überschreite und auch in Sicilien eindringe.

Es war allerdings schon wenig, wenn man eine Insel besaß, nachdem man eine Insel und einen Continent besessen und wenn man nur noch anderthalb Millionen Unterthanen zählte, nachdem man deren sieben Millionen gehabt.

Indessen eine Insel und anderthalb Millionen Unterthanen waren immer noch besser als gar nichts, und es lag dem König viel daran, Palermo zu behalten, wo er alle Abende seine Partie Reversi machte, wo der

Präsident Cardillo ihm zu Ehren so schöne Jagden veranstaltete, und über seine fünfzehnhunderttausend Sicilianer zu herrschen.

Der Cabinetsrath kam, wie man sich leicht denken kann, zu keiner Einscheidung. Die Königin, welche nur die kleinen Einzelheiten erfaßte und nur die untergeordneten Räder einer Maschine zusammenstellen konnte, war unfähig, eine große Idee zu fassen und einen Plan von einer gewissen Bedeutung zu organisieren.

Der König begnügte sich damit, daß er sagte:

»Ich habe, wie Sie wissen, den Krieg nicht gewollt, ich wasche in dieser Beziehung meine Hände in Unschuld. Die, welche das Unheil angerichtet haben, mögen auch Abhilfe finden. Der heilige Januarius aber soll dies mir bezahlen, denn sobald ich wieder in Neapel bin, lasse ich dem heil. Franciscus von Paula eine Kirche bauen.«

Acton, der durch die Ereignisse und ganz besonders durch die Kenntniß, welche der König von seinem Antheil bei der Fälschung des Briefes von seinem Schwager, dem Kaiser von Oesterreich, gehabt, völlig niedergeschmettert war, und fühlte, daß seine Impopularität mit jedem Tage zunahm, scheute sich, einen Rath zu ertheilen, welcher den Staat vielleicht in noch tieferes Verderben stürzte, und erbot sich eine Entlassung zu Gunsten dessen zu geben, welcher mit diesem Rath hervortreten würde.

Der Fürst von Castelcicala, ein Diplomat untergeordneten Ranges, der die hohe Stellung, welche er in Frankreich und in England einnahm, nur der Gunst Ferdinands und der Belohnung seiner Verbrechen verdankte, war in extremen Situationen geradezu ohnmächtig.

Nelson, ein ausgezeichnete und genialer Krieger auf seinem Element, war gleichwohl eine pure Null, sobald es sich um eine Situation handelte, deren Ende nicht ein Kampf sein sollte.

Der Marquis von Circello endlich, welcher zehn oder elf Jahre lang bei dem König die ihm angewiesene Stellung behauptete, war das, was die Könige einen guten Diener nennen, insofern er den Befehlen, die er empfing mochten dieselben auch absurd sein, ohne Widerspruch gehorchte.

Die Zukunft dagegen wird für ihn keinen Namen haben, denn sie wird vergebens in den Ereignissen jener Zeit die Spur seiner Thätigkeit suchen und weiter nichts finden als seine Unterschrift unter der des Königs.

Der einzige Mann, welcher unter den obwaltenden Umständen einen guten Rath hätte geben können und auch schon mehrmals dem König einen solchen gegeben hatte, war der Cardinal Ruffo. Sein kühner, an Hilfsquellen und Auskunftsmitteln so reicher Geist gehörte der Zahl derer, zu welchen die Könige ihre

Zuflucht unter allen Umständen nehmen können.

Der König wußte das und hatte auch für seine Person diese Zuflucht gesucht.

Der Cardinal hatte ihm aber stets mit den Worten geantwortet:

»Man muß die Contrerevolution nach Calabrien tragen und den Herzog von Calabrien an die Spitze der selben stellen.«

Die erste Hälfte dieses Rathschlages war dem König ziemlich genehm; die zweite Hälfte dagegen erschien ihr geradezu unausführbar.

Der Herzog von Calabrien war der würdige Sohn seines Vaters und verabscheute jede politische Maßregel welche eine kostbare Existenz gefährden konnte. Noch niemals hatte er sich, selbst nicht auf die dringendsten Bitte des Königs, bewegen lassen, nach Calabrien zu gehen, denn er fürchtete dort das Fieber zu bekommen.

Man kann sich leicht denken, daß er jetzt noch viel weniger geneigt war, eine solche Reise zu machen, da er ja nun Gefahr lief, nicht bloß das Fieber zu bekommen, sondern auch von einer Kugel getroffen zu werden.

Der König, der die Zwecklosigkeit einer solchen Eröffnung im voraus kannte, hatte daher auch seinem Sohn kein Wort von diesem Projekt gesagt.

Der Staatsrath ging demgemäß, wie wir bereits erwähnt, wieder auseinander, ohne etwas entschieden zu

haben und fertigte sich selbst mit dem Vorwand ab, daß, da die Mittheilungen über den Stand der Dinge ungenügend wären man erst neue abwarten müsse.

Dennoch war die Situation so klar, daß sie kaum noch klarer werden konnte.

Die Franzosen waren Herren von Neapel, die parthenopäische Republik war proclamirt und die provisorisch Regierung sandte Repräsentanten ab, um die Provinz zu demokratisieren.

Da indessen der Staatsrath wenigstens, wenn er auch nichts Anderes thäte, sich den Anschein geben wollte, als beriethe er, so beschloß er, sich dem morgenden und die nächstfolgenden Tage wieder zu versammeln.

Dennoch hatte, wie man sogleich sehen wird, der Staatsrath sehr wohl daran gethan, zu beschließen, daß man noch andere Nachrichten abwarten müsse, denn am nächstfolgenden Tage lief eine Nachricht ein, auf welche Niemand gefaßt war.

Se. Hoheit der Kronprinz war in Calabrien gelandet, hatte sich in Brindisi und in Tarent anerkennen lassen, und die ganze südliche Spitze der Halbinsel bewogen, zu den Waffen zu greifen.

Bei dieser Nachricht, welche officiell von dem Marquis von Circello gemeldet ward, der sie von einem an demselben Tage von Reggio eingetroffenen Courier erhalten, sahen die Mitglieder des Staatsrathes einander

erstaunt an und der König brach in lautes Gelächter aus.

Nelson, welcher ein solches Ereigniß begriff, weil es in seiner Natur lag es anzurathen oder auszuführen, machte bemerklich, daß der Prinz seit acht Tagen Palermo verlassen habe, um sich nach dem Schloß Favorita zu begeben, daß man ihn seit acht Tagen nicht gesehen und daß er möglicherweise, ohne Jemanden etwas zu sagen, von seinem Muthe getrieben, dieses Unternehmen, welches so gut gelungen zu sein schiene, ersonnen und in Ausführung gebracht habe.

Der König zuckte die Achseln. Da indessen das Unwahrscheinliche jedenfalls wenigstens möglich ist, so war der König damit einverstanden, daß man einen reitenden Boten nach der Favorita schicke und sich im Namen des über das lange Ausbleiben seines Sohnes unruhig gewordenen Königs nach ersterem erkundigen ließe.

Der Bote stieg zu Pferde, galoppierte davon und kam zurück, um zu melden, daß der Prinz seinen erlauchten Vater grüße und sich ganz vortrefflich befände. Er hatte ihn gesehen, er hatte ihn gesprochen, und die Dankbarkeit des Kronprinzen war groß für diese väterliche Besorgniß, an welche der König ihn ja nie gewöhnt hatte.

Der Staatsrath, welcher am Abend vorher auseinandergegangen, weil die eingegangenen Nachrichten nicht wichtig genug waren, trennte sich

diesmal ebenfalls, ohne eine Entscheidung zu fassen, aber aus dem Grunde, weil die Nachrichten allzuwichtig waren.

Als der König den Mund öffnete, um zu befehlen, daß man den Cardinal Ruffo hole, meldete man ihm, daß dieser ihn bereits in seinem Gemach erwarte, denn er genoß, wie wir bereits früher erwähnt, das Vorrecht, bei dem König zu jeder Stunde einzutreten, ohne erst antichambrieren zu müssen.

Der Cardinal erwartete den König stehend und mit lächelndem Munde.

»Nun, Eminentissime,« sagte der König, »haben Sie die Neuigkeiten schon gehört?«

»Der Kronprinz ist in Brindisi gelandet, und die ganze Südspitze von Calabrien steht unter Waffen.«

»Ja; unglücklicherweise aber ist an der ganzen Geschichte kein wahres Wort. Der Kronprinz ist ebensowenig in Calabrien als ich, der ich mich wohl hüten werde hinzugehen. Er ist in der Favorita.«

»Wo er mit dem Chevalier San Felice in sehr gelehrter Weise das Erotica Biblion commentiert.«

»Was ist das das Erotica Biblion?«

»Ein sehr gelehrtes Buch über das Alterthum, welches der Graf Mirabeau während seiner Gefangenschaft im Castell If geschrieben.«

»Aber ein wie großer Gelehrter mein Sohn auch sein

möge, so hat er doch noch nicht die Wünschelruthe des Zauberers Merlin entdeckt und kann nicht gleichzeitig in Calabrien und in der Favorita sein.«

»Dennoch aber ist es so.«

»Ach, mein lieber Cardinal, lassen Sie mich doch nicht lange schmachten, sondern geben Sie mir die Lösung des Räthels sogleich.«

»Der König will es.«

»Ihr Freund bittet Sie darum.«

»Wohlan, Sire, die Lösung des Räthels, welches aber, wohlverstanden, für Eure Majestät allein bestimmt ist –«

»Jawohl, für mich allein, das versteht sich.«

»Wohlan, die Lösung des Räthels ist, daß, wenn ich um eines großen Projektes willen eines Kronprinzen bedarf und der König in so hohem Grade sein eigener Feind ist, daß er ihn mir nicht geben will –«

»Nun, und?« fragte der König.

»Nun, dann fabricire ich mir selbst einen, antwortete der Cardinal.

»Ha!« rief der König, »das ist allerdings etwas Neues. Sie werden mir sagen, wie Sie dies anfangen, nicht wahr?«

»Sehr gern, Sire. Nur setzen Sie sich erst comfotabel, wie mein Freund Nelson sagt, in einen Sessel, denn die Geschichte ist ein ewig lang, das sage ich Ihnen im voraus, Sire!«

»Reden Sie, reden Sie, mein lieber Cardinal, sagte der König, indem er sich wirklich auf ein Sopha setzte und möglichst bequeme Stellung annahm. »Fürchten Sie nicht zu lange zu sprechen. Sie sprechen so gut, daß man niemals müde wird, Sie zu hören.«

Ruffo verneigte sich und begann seine Erzählung.

Fünftes Capitel.

Wie der Kronprinz gleichzeitig in Sicilien und in Calabrien sein konnte.

»Sire,« begann Ruffo, »Sie erinnern sich wohl noch Ihrer königlichen Hoheiten der Damen Victorie und Adelaide, der Töchter Seiner Majestät des Königs Ludwig des Fünfzehnten?«

»Ja wohl, ganz genau. Die armen alten Prinzessinnen! In dem Augenblicke, wo die Neapel verließen, schickte ich ihnen noch zehn- oder zwölftausend Ducaten ließ und ihnen sagen, sie sollten sich in Manfredonia nach Triest einschiffen, oder wenn ihnen dies lieber wäre, uns hierher nach Palermo nachkommen.«

»Eure Majestät erinnert sich dann ohne Zweifel auch der sieben Leibgardisten, welche diese Damen bei sich hatten, und von welchen der eine, Herr von Bocchecian von dem Herrn Grafen von Narbonne ganz speziell empfohlen war?«

»Alles dessen entsinne ich mich noch recht wohl.«

»Der eine dieser Herren – ganz gewiß entsinnen Sie sich auch noch dieses Umstandes, Sire – hatte eine wunderbare Aehnlichkeit mit Seiner königlichen Hoheit

dem Kronprinzen.«

»Ja wohl, und zwar in so hohem Grade, daß ich, als ich ihn das erste Mal sah, selbst dadurch getäuscht ward.«

»Wohlan, Sire, unter den Umständen, in welchen wir uns befanden, kam ich auf den Einfall, dieses Phänomen nützlich zu verwenden.«

Der König betrachtete Ruffo wie ein Mensch, der noch nicht weiß, was er hören wird, der aber zu dem Erzähler so großes Vertrauen besitzt, daß er schon bewundert.

Ruffo fuhr fort:

»Im Augenblicke der Abreise rief ich Cesare zu mir, und da ich zweifelte, daß der Prinz von Calabrien sich jemals dazu verstehen würde, in dem Kriege, welcher sich vorbereitet, eine Rolle zu spielen, so sagte ich zu Cesare, auf dessen Tapferkeit ich rechnen konnte, weil er ein Corse ist, ohne ihm mein Project mitzutheilen, daß ganz gewiß nicht zufällig und ohne große Absichten die Natur ihm eine so außerordentliche Aehnlichkeit mit dem Kronprinzen verliehen hätte.«

»Und was antwortete er?«, fragte der König.

»Ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß er keinen Augenblick zögerte. »Ich bin,« sagte er, »nur ein Atom in dem Drama, welches sich jetzt abspielt; mein Leben aber und das meiner Cameraden stehen dem König zu Diensten. Was soll ich thun?« – »Nichts,« antwortete ich. »Sie brauchen blos thun

zulassen.« – »Aber haben wir irgend einen Plan, dem wir folgen müssen?« – »Sie werden die königlichen Hoheiten nach Manfredonia begleiten. Sobald dieselben dort eingeschifft sind, folgen Sie der östlichen Küste Calabriens bis nach Brindisi. Wenn Ihnen auf diesem Wege nichts begegnet ist, so nehmen Sie in Brindisi ein Boot, eine Barke oder eine Tartane und setzen nach Sicilien über. Ist Ihnen dagegen etwas Außerordentliches und Unerwartetes vorgekommen, so benutzen Sie die Umstände als Mann von Geist und Muth. Ihr Glück und das Ihrer Cameraden, ein Glück, welches Sie selbst in Ihren ehrgeizigsten Träumen niemals erwartet haben – liegt in Ihren Händen!«

»Dann hatten Sie also einen Plan mit diesen Leuten?«

»Jawohl, versteht sich.«

»Aber warum, da Sie den Muth derselben kannten, warum unterrichteten Sie sie nicht von diesem Plan?«

»Weil sie ihrer Sieben waren und Einer davon mich verrathen konnte. Wer kann dafür stehen, daß unter sieben Menschen nicht ein Verräther sei?«

Der König stieß einen Seufzer aus.

»Mir aber,« sagte er dann, »brauchen Sie wohl diesen Plan nicht zu verhehlen?«

»Nein, und zwar um so weniger, antwortete Ruffo, »als derselbe gelungen ist, Sire?«

»Ich höre,« hob der König wieder an.

»Wohlan, Sire, unsere sieben jungen Leute folgten den ihnen erheilten Instructionen Punkt für Punkt. Nachdem die beiden Prinzessinnen sich eingeschifft, folgten sie der südlichen Küste von Calabrien, wo sie einer meiner Agenten erwartete, von welchem ich ebensowenig verrathen zu werden fürchtete, als von ihnen, denn er war ebenso wenig vollständig instruiert als sie selbst.«

»Sie wären geschaffen, um Premierminister, nicht eines kleinen Staates wie Neapel, sondern einer Großmacht wie Frankreich, England oder Rußland zu sein, mein lieber Ruffo. Fahren Sie fort, fahren Sie fort, ich höre Sie. Wer war denn dieser Agent und was war er beauftragt zu thun? Welch ein Meister in der Politik sind Sie doch, mein lieber Cardinal, und Welch ein Unglück, daß Sie an mir keinen besseren Schüler haben!«

»Dieser Agent, welchen Eure Majestät vor einem Jahr ernannt haben, wohnt in Folge meiner Empfehlung in der Stadt Montejafi, welche von unseren Abenteurern auf ihrem Wege nothwendig berührt werden mußte. Ich schrieb ihm, daß Seine königliche Hoheit der Herzog von Calabrien, entschlossen, einen verzweifelten Streich zu versuchen, um das Königreich seines Vaters wieder zu erobern, sich soeben mit dem Herzog von Sachsen, seinem Connetable, und Oberstallmeister, nach Calabrien eingeschifft habe und daß ich ihn bäte, als treuer Unterthan die Sicherheit beider in dem Falle zu überwachen, wo er glaubte, ihr Project könne

fehlschlagen, dagegen aber auch sie mit Allem, was in seiner Kraft stünde, für den Fall zu unterstützen, wo die mindeste Aussicht auf Gelingen vorhanden wäre. Zugleich forderte ich ihn auf, das Geheimniß dieser Expedition den Freunden mitzutheilen, deren er sicher wäre. Den Stahl und den Stein hatte ich und erwartete nun den Funken.

»Der Stein hieß Cesare, dies weiß ich schon, aber wie hieß der Stahl?«

»Buonafede Gironda, Sire.«

»Wir dürfen keinen dieser Namen vergessen, Eminentissime, denn ich weiß, wenn ich einmal zu strafen habe, so werde ich auch zu belohnen haben.«

»Was ich vorausgesehen hatte, geschah. Die sieben jungen Leute passierten die Stadt Montejafi, den Hauptort des Districtes unseres Intendanten. Sie stiegen in einer gewöhnlichen Herberge ab, auf deren Balcon sie, nachdem sie gespeist, heraustraten, um frische Luft zu schöpfen. Der Präfect war schon von ihrer Anwesenheit unterrichtet, und die Zahl sieben ließ in ihm sofort den Gedanken erwachen, daß die sieben Leute möglicherweise der Herzog von Calabrien, der Herzog von Sachsen, der Connetable Colonna, der Oberstallmeister Boccheciampe und deren Gefolge sein könnten. Andererseits hatte sich ein gerade entgegengesetztes Gerücht in der Stadt verbreitet. Man

sagte nämlich, die sieben jungen Leute seien Agenten der Jakobiner, welche die Provinz demokratisieren wollten. Da nun die Provinz keineswegs demokratisch gesinnt war, so machten vier- bis fünfhundert Menschen, die sich bereits auf dem Marktplatze versammelt, Miene, unseren Reisenden übel mitzuspielen, als der Präfect Buonafede Girona, das heißt mein Vertrauter, zur Stelle kam. Dieser hörte die umlaufenden Gerüchte an und antwortete darauf, ihm, der ersten Autorität dieses Bezirkes, käme es zunächst zu, die Identität der Leute festzustellen, welche den Hauptort seines Districtes passierten. Demzufolge werde er sich zu den Fremden begeben und sie befragen. Die Bewohner von Montejafi würden folglich binnen zehn Minuten erfahren, woran sie sich zu halten hätten. Die jungen Leute hatten den Balcon verlassen und die Fenster wieder geschlossen, denn sie bemerkten sehr wohl, daß etwas Unbekanntes gegen sie im Werke sei ein Sturm, der sehr bald losbrechen werde, als man ihnen den Besuch des Intendanten oder Präfekten meldete. Diese Meldung verdoppelte ihre Unruhe, anstatt dieselbe zu beschwichtigen. Wie es scheint, war unter allen schwierigen Umständen Cesare derjenige, welcher das Wort führte. Er schickte sich daher schon an, den Präfekten nach der Ursache der schlimmen Absichten der Bewohner von Montejafi zu fragen, als der Präfekt eintrat und sich ihm gegenüber sah.

»Bei Cesares Anblick fühlte Buonafede sich in allen

Muthmaßungen bestärkt. Es war augenscheinlich, daß die sieben Reisenden die waren, welche ich ihm empfohlen, und daß er sich dem Kronprinzen gegenüber sah.

»Er rief daher auch sofort:

»Der Kronprinz! Se. Hoh. der Herzog von Calabrien!«

Cesare stutzte. Der unerwartete und unglaubliche Umstand, den ich ihm vorhergesagt und welchen ich ihn aufgefordert zu benutzen, war ohne Zweifel der, in welchem er sich jetzt befand. Dieses unverhoffte, unerhörte Glück, welches er nicht in seinen Träumen zu denken gewagt, kam ihm entgegen und er brauchte es bloß am Schopfe zu fassen und festzuhalten.

»Er sah seine Cameraden an, suchte in ihrem Blicke ein Zeichen der Zustimmung und ließ, durch dieses Zeichen ermutigt, seine Antwort darin bestehen, daß er den Präfecten einen Schritt entgegentrat und ihm mit würdevoller Miene die Hand zum Kusse reichte.«

»Aber wissen Sie, Eminentissime, daß Ihr Cesare ein sehr kühner Mensch ist?« fragte der König.

»Warten Sie doch, Sire! Der Intendant verlangte, indem er sich emporrichtete, dem Herzoge von Sachsen, dem Connetable Colonna und dem Oberstallmeister Boccheciampe vorgestellt zu werden. Er selbst gab dem vermeinten Kronprinzen die Namen an, welche er seinen Begleitern beilegen sollte, so wie die Titel, die er ihnen zu geben hatte. Das Geheul und Geschrei der

Volksmenge auf dem Platze ließ jedoch keine Zeit zu einer vollständigen Präsentation. Drei oder vier Steine zertrümmerten die Fensterscheiben und fielen zu den Füßen des Prinzen und des Präfecten nieder, welcher dies Fenster öffnete, Cesare bei der Hand nahm, ihn dem Volke zeigte, welches ganz verblüfft war, das gute Einvernehmen zu sehen, welches zwischen dem königlichen Intendanten und dem Abgesandten der Jakobiner herrschte. Mit einer Stimme, welche den Tumult übertäubte, rief der Präfect: »Es lebe der König Ferdinand! Es lebe unser Kronprinz Franz!«

»Sie können sich, Sire, die Wirkung denken, welche diese Erscheinung und dieser Ruf auf die Menge ausübten. Mehrere Bewohner von Montejafi, welche in Neapel gewesen und dort den Herzog von Calabrien gesehen hatten, erkannten ihn, oder glaubten ihm zu erkennen. Ein unermesslicher Ruf von: »Es lebe der König! Es lebe der Kronprinz!« antwortete dem Rufe des Präfecten.

»Cesare grüßte und verneigte sich mit fürstlichem Anstande. Mitten unter dem fortdauernden wüthenden Beifallsgeschrei riefen zwei oder drei Stimmen: »In die Kathedrale! in die Kathedrale!« Nichts erfreut das Volk mehr als ein Te Deum. Deshalb schrie auch die ganze Menge wie aus einem einzigen Munde: »In die Kathedrale! In die Kathedrale!« Zehn Boten eilten gleichzeitig fort, um dem Erzbischof zu melden, daß er

sich bereithalten solle, ein Te Deum zu singen.

»Endlich begab unter einem unermesslichen Zulaufe des Volkes der falsche Prinz, auf den Armen der Menge getragen und von dem allgemeinen Enthusiasmus begleitet, sich in die Kirche. Sie begreifen, Sire, daß, wenn auch noch einiges Mißtrauen bestanden hatte, dieses vollständig verschwand, sobald einmal das Te Deum gesungen war. Wer konnte an dem Kronprinzen zweifeln, wenn Gott selbst ihn anerkannt und gesegnet hatte?

»Eine so frohe Nachricht verbreitete sich mit Blitzesschnelle in der ganzen Umgegend. An allen Orten, wo sie hindrang, ernannte man Deputationen, welche am nächstfolgenden Tage nach Montejafi kamen, um dem vermeinten Prinzen ihre Huldigungen darzubringen. Cesare empfing sie mit einer gewohnten Würde, meldete ihnen, daß er im Namen des Königs käme, um das Königreich wieder zu erobern, und daß er dem Muthe und der Loyalität Derer vertraue, welche einst seine Unterthanen sein sollten.«

»Na,« sagte der König, »Alles dieses verräth einen durchaus nicht gewöhnlichen Menschen, und ich sehe, daß ich, indem ich ihm die Lieutenantsuniform angezogen, nicht zu viel für ihn gethan habe.«

»Warten Sie, Sire, entgegnete Ruffo, »denn das Beste kommt noch. Im Laufe des Tages verbreitete sich in

Montejafi das Gerücht, daß die Prinzessinnen von Frankreich, welche sich nach Triest begeben wollten, von widrigen Winden zurückgetrieben, in dem Hafen von Brindisi eingelaufen seien. Nun galt es einen großen Schlag zu riskieren, welcher den ungläubigsten Zweiflern den Mund schließen müßte. Dieser Schlag bestand darin, daß man den Prinzessinnen einen Besuch machte, ihnen freimüthig die Situation anvertraute und sich von ihnen anerkennen ließe. Sicherlich waren sie dem Anführer ihrer Leibgarde zu sehr gewogen und den sicilischen Majestäten zu sehr ergeben, als daß sie auch nur einen Augenblick lang hätten zögern sollen, ihr Gewissen mit einer Lüge zu belasten, welche dem Interesse der Sache förderlich sein konnte.

»Da Cesare einmal so weit gegangen war, so beschloß er die Sache bis aufs Aeüßerste zu treiben. Noch denselben Abend verließ man Brindisi, indem man erklärte, der Kronprinz wolle seinen erlauchten Cousins, den Prinzessinnen von Frankreich, einen Besuch abstatten. Am nächstfolgenden Morgen war die ganze Stadt Brindisi von der Ankunft des Prinzen unterrichtet, und die Behörden fanden sich glückwünschend in dem Palast des Don Francesco Errico ein, welchem er die Ehre erzeigt hatte, bei ihm abzustiegen.

»Gegen Mittag, mitten unter einem unermesslichen Volkszulauf, machten unsere sieben jungen Männer sich auf den Weg nach dem Hafen. Der vermeinte Kronprinz

schritt voran und die Uebrigen erwiesen ihm alle Ehren, welche seinem Range gebührten. Die Prinzessinnen befanden sich an Bord ihrer Felucke und hatten nicht ans Land steigen wollen.

»Als sie ihre sieben Leibgardisten erblickten, gaben sie große Freude zu erkennen, und Cesare, welcher sie im Geheimen zu sprechen gewünscht, ging zu ihnen hinunter, während seine sechs Cameraden bei Herrn von Chatillon, ihrem alten Bekannten, auf dem Deck zurückblieben.

»Die alten Prinzessinnen hatten die Anwesenheit des Kronprinzen in Calabrien erfahren, aber sie waren weit entfernt zu ahnen, daß dieser Kronprinz niemand Anderer sei als ihr Cesare. Dieser erzählte ihnen die Ereignisse, so wie dieselben geschehen waren, und fragte sie dann, ob er den betretenen Weg weiter verfolgen solle oder nicht.

»Die Meinung der Prinzessinnen ging dahin, daß man den günstigen Zufall, welchen das Schicksal herbeigeführt, benutzen müsse, und auf die Bemerkung Cesares, der König würde es vielleicht übelnehmen, daß er sich für den Kronprinzen, und der Kronprinz, daß er sich für ihn ausgegeben, machten sie sich anheischig, die Sache mit dem König und dem Herzog von Calabrien zu arrangieren.

»Cesare verlangte nun, außer sich vor Freuden, von den alten Prinzessinnen einen Beweis von Achtung,

welcher in den Augen des Publicums ihre Verwandtschaft bestätigen könnte. Die königlichen Hoheiten waren damit einverstanden, stiegen mit ihm auf das Deck hinauf, reichten ihm die Hand zum Kusse und gaben ihrem erlauchten Gast das Geleite bis an die Treppe ihrer Felucke. Hier hatte Cesare die Ehre, sie beide zu umarmen.«

»Aber wissen Sie, Eminentissime, Ihr Cesare ist der bravste der Braven!« sagte der König.

»Ja, Sire, und der Beweis davon ist, daß seine Cameraden, weil sie nicht wagten das Abenteuer weiter zu verfolgen, ihn und Boccheciampe verlassen und sich nach Corfu eingeschifft haben.«

»So daß –«

»So daß Cesare und Boccheciampe, das heißt der Prinz Franz und sein Oberstallmeister, sich mit drei- oder vierhundert Mann in Tarent befinden und die ganze Provinz Bari sich im Namen des Königs und des Kronprinzen erhoben hat.«

»Das sind ja herrliche Nachrichten, Eminentissime! Wäre es nicht möglich, Nutzen davon zu ziehen?«

»Jawohl, Sire, deßwegen bin ich ja eben hier.«

»Und Sie sind willkommen wie stets. Ein so großer Philosoph ich auch bin, so wäre es mir doch lieb, wenn ich die Franzosen wieder aus Neapel verjagen und auf dem Platze des Mercato Vecchio einige Patrioten

hängenlassen könnte. Was müßte man thun, mein lieber Cardinal, um dazu zu gelangen? Hörst Du, Jupiter, wir werden Jakobiner hängen lassen – Ha, das wird lustig!«

»Sie wünschen zu wissen, Sire, was man thun müßte, um dazu zu gelangen?« fragte Ruffo.

»Ja, ich wünsche es zu wissen.«

»Wohlan, Sire, dann lassen Sie mich beenden, was ich begonnen habe. Weiter gibt es nichts zu thun.«

»Nun, so beenden Sie, Eminentissime; beenden Sie.«

»Aber allein, Sire.«

»Wieso allein?«

»Ja, das heißt ohne Mitwirkung eines Mack, eines Pallavicini, eines Maliterno, eines Romana.«

»Wie, Du willst Neapel allein wieder erobern?«

»Ja, allein, mit Cesare als Lieutenant und meinen guten Calabresen als Armee. Ich bin unter ihnen geboren. Sie kennen mich. Mein Name oder vielmehr der meiner Väter wird in den abgelegensten Hütten verehrt. Sagen Sie blos ja, ertheilen Sie mir die nothwendigen Vollmachten und ehe drei Monate vergehen, stehe ich mit sechzigtausend Mann vor den Thoren von Neapel.

»Und wie willst Du deine sechzigtausend Mann zusammenbringen?«

»Dadurch, daß ich den heiligen Krieg predige; dadurch, daß ich mit der linken Hand das Crucifix und mit der rechten das Schwert schwinde; dadurch, daß ich

drohe und segne. Das was Fra Diavolo, Mammone und Promio in den Abruzzen, in der Campagna und der Terra di Lavoro thun, werde ich mit Gottes Hilfe in Calabrien und in der Basilicata thun.«

»Aber die Waffen?«

»Werden uns nicht fehlen; sollten wir auch keine andern haben, als die der Jakobiner, welche man absenden wird, um uns zu bekämpfen. Besitzt übrigens nicht jeder Calabrese eine Flinte?«

»Aber das Geld?«

»In den Cassen der Provinzen werde ich dessen finden. Ich bedarf zu allen diesen Dingen weiter nichts als Ihre Zustimmung, Sire.«

»Meine Zustimmung? Es lebe der heilige Januarius! Doch nein, ich irre mich, der heilige Januarius ist ein Abtrünniger. Meine Zustimmung hast Du. Wann rückst Du ins Feld?«

»Heute noch, Sire. Kennen Sie aber meine Bedingungen?«

»Allein, ohne Waffen und ohne Geld; war es nicht so?«

»Ja, Sire. Finden Sie, daß ich zu viel verlange?«

»Nein, durchaus nicht.«

»Aber allein, mit jeder Vollmacht bekleidet, werde ich Ihr Generalvicar, Ihr Alterego sein.«

»Dies Alles wirst Du sein, und noch heute erkläre ich im versammelten Staatsrathe, daß dies mein Wille ist.«

»Dann ist aber Alles verloren.«

»Wie, dann wäre Alles verloren?«

»Ohne Zweifel. Im Cabinetsrathe habe ich nur Feinde. Die Königin liebt mich nicht, Acton haßt mich, Mylord Nelson verwünscht mich, der Fürst von Castelcicala verabscheut mich. Wenn auch die anderen Minister mich unterstützen wollten, so hätte ich doch immer gleich von vornherein eine Majorität gegen mich. Nein, Sire, so geht das nicht.«

»Aber wie denn sonst?«

»Nur ohne Staatsrath, ohne andern Willen als den des Königs, ohne andern Beistand als den Gottes. Habe ich wohl Jemandes bedurft, um auszuführen, was ich bis jetzt ausgeführt? Eben so wenig als ich Jemandes bedürfen werde, um zu thun, was mir noch übrigbleibt. Sprechen wir daher kein Wort von unserem Plan. Ich reise ohne alles Aufsehen mit meinem Secretär und meinem Caplan nach Messina, ich setze über die Meerenge und dann erst erkläre ich den Calabresen, was ich in Calabrien thun will. Der Staatsrath wird dann ohne Sie, Sire, oder mit Ihnen zusammentreten, aber es wird zu spät sein. Ich werde mich nicht an den Staatsrath kehren. Ich marschiere auf Cosenza, ich befehle Cesare, sich mit mir zu vereinigen, und in drei Monaten stehe ich, wie ich Ihnen bereits gesagt, Sire, unter den Mauern von Neapel.«

»Wenn Du dies thut, Fabrizio, so ernenne ich Dich auf Lebenszeit zum Premierminister und nehme meinem Dummkopf von Franz den Titel eines Herzogs von Calabrien ab, um ihn Dir zu geben.«

»Wenn ich dies thue, Sire, so werden Sie es machen, wie es alle Könige zu machen pflegen, für welche man sich opfert. Sie werden sich beeilen zu vergessen. Es gibt so große Dienste, daß man sie nur durch Undankbarkeit bezahlen kann, und der, welchen ich Ihnen geleistet haben werde, wird zu dieser Zahl gehören. Mein Ziel geht aber weiter als der Reichthum und höher als die Ehre. Ich dürfte nach Ruhm, Sire. Ich will in der Geschichte gleichzeitig als Monk und als Richelieu dastehen.«

»Und ich werde Dir aus allen Kräften dazu behilflich sein, obschon ich nicht recht weiß, wer diese beiden von Dir genannten Männer sind oder vielmehr waren. Wann sagt Du, daß Du abreisen kannst?«

»Noch heute, wenn Sie damit einverstanden sind, Sire.«

»Wie? Wenn ich damit einverstanden bin? Wie kannst Du überhaupt daran zweifeln? Ich treibe Dich ja selbst dazu; ich treibe Dich mit Händen und Füßen! Aber Du gedenkt doch nicht Dich ganz ohne Geld auf den Weg zu machen?«

»Ich bitte um ungefähr tausend Ducaten, Sire.«

»Und ich muß deren etwa zwei- oder dreitausend in meinem Secretär haben.«

»Mehr brauche ich nicht.«

»Warte doch. Mein neuer Finanzminister, der Fürst Luzzi, hat mir gestern gemeldet, daß der Marquis Francesco Taccone mit fünfhunderttausend Ducaten in Messina angekommen ist, die er bei Backer gegen Bankbillets erhoben. Die Backers empfehle ich Ihnen überhaupt, Eminentissime. Wem wir in Neapel eingezogen und Sie Premierminister sind, werden wir diese wackern Leute zu unseren Finanzministern machen.«

»Ja, Sire; kommen wir aber jetzt auf unsere fünfhunderttausend Ducaten zurück.«

»Nun, so warte. Ich werde Dir den Befehl ausfertigen, sie bei Taccone zu erheben. Es soll das deine Kriegscasse sein.«

Der Cardinal fing an zu lachen.

»Warum lachst Du?« fragte der König.

»Ich lache, weil Sie nicht wissen, Sire, daß fünfhunderttausend Ducaten, welche von Neapel nach Sicilien reisen, allemal unterwegs verlorengelassen.«

»Das ist möglich, wenigstens aber wird Danero, der General Danero, Gouverneur der Festung Messina, Dir die Waffen und die Munition zur Verfügung stellen, deren Du für den kleinen Trupp bedarfst, mit welchem Du Dich

in Marsch setzen willst.«

»Ich werde diese Waffen und diese Munition eben so wenig erhalten, als der Schatzmeister Taccone mir die fünfhunderttausend Ducaten zustellen wird. Doch es kommt weiter nichts darauf an, Sire. Geben Sie mir die beiden Ordres. Gibt Taccone mir das Geld und Danero die Waffen, dann um so besser. Geben sie mir die nicht, nun dann werde ich sie zu entbehren wissen.«

Der König ergriff zwei Blätter Papier, schrieb die beiden Ordres und unterzeichnete sie.

Mittlerweile zog der Cardinal ein drittes Papier aus der Tasche, schlug es auseinander und hielt es dem König unter die Augen.

»Was ist das?« fragte der König.

»Es ist mein Diplom als Generalvicar und Alterego.«

»Du hast es wohl selbst abgefaßt?«

»Ja, um Zeit zu sparen, Sire.«

»Und da ich Dich nicht aufhalten will – Indem der König dies sagte, setzte er die Feder unter die letzte Zeile.

Der Cardinal hielt ihm die Hand.

»Lesen Sie erst, Sire,« sagte er.

»Ich werde nachher lesen,« antwortete der König und unterzeichnete.

Diejenigen unserer Leser, welche sich vielleicht scheuen, mit der Lectüre eines der merkwürdigsten diplomatischen Actenstücke, welches aber bis jetzt völlig

unbekannt gewesen, ihre Zeit zu verlieren, können das nächstfolgende Capitel überschlagen. Diejenigen aber, welche in einem historischen Buche noch mehr suchen als einfache Zerstreung oder frivole Unterhaltung, werden, wie wir überzeugt sind, es uns Dank wissen, daß wir dieses Document aus den geheimen Schubfächern Ferdinands, worin es seit sechzig Jahren vergraben gelegen, hervorgezogen und es zum ersten Male ans Licht gestellt haben.

Sechstes Capitel.

Das Diplom des Cardinals Ruffo.

»Cardinal Ruffo!

»Die Nothwendigkeit, so schnell als möglich und durch die wirksamsten Mittel zur Rettung der Provinzen des Königreiches Neapel zu gelangen und sie vor den zahl- reichen Intriguen zu bewahren, welche die Feinde der Religion, der Krone und der öffentlichen Ordnung schmieden, um sie zur Rebellion zu verleiten, bestimmen mich, dem Talent dem Eifer und der Anhänglichkeit Ew. Eminenz die ernste und wichtige Mission der Vertheidigung dieses Theiles des Königreiches anzuvertrauen, welcher bis jetzt noch rein ist von den Unordnungen aller Art und von dem Verderben, welches dem Königreich in dieser furchtbaren Krisis droht.

»Demzufolge beauftrage ich Ew. Eminenz, sich nach Calabrien zu begeben, weil diese Provinz unseres Königreiches die ist, welcher wir mit besonderer Vorliebe zugethan sind und in welcher es am leichtesten ist, die Vertheidigung zu organisieren und die Operationen zu combinieren, mit deren Hilfe man den Fortschritt des gemeinschaftlichen Feindes aufhalten und beide Küsten

gegen jeden feindseligen oder Verführungsversuch schützen kann, welcher von den Uebelgesinnten der Hauptstadt oder von dem übrigen Italien unternommen werden könnte.

»Die beiden Calabrien, die Basilicata und die Provinzen Lecce, Barri und Salerno werden der Gegenstand meiner eifrigsten und energischsten Fürsorge sein. Alle Rettungsmittel, welche Ew. Eminenz im Namen der Anhänglichkeit an die Religion und des Wunsches, das Eigenthum, das Leben und die Ehre der Familie zu retten, vorschlagen, die Belohnungen, welche Denen zu gewähren sein werden, welche sich bei dem von Ihnen zu unternehmenden Restaurationswerke auszeichnen, sollen von mir ohne Widerspruch und ohne Beschränkung eben so genehmigt werden wie die strengsten Züchtigungen, welche Sie über die Rebellen verhängen zu müssen glauben. Mit einem Worte, es soll Euer Eminenz freistehen, von jedem Hilfsmittel Gebrauch zu machen, wovon Sie glauben, daß es im Stande sei, die Einwohner zu einer gerechten Vertheidigung zu ermuthigen.

»Ganz besonders aber erscheint uns das Feuer eines richtig geleiteten Enthusiasmus am geeignetsten zur Bekämpfung und zum Sturz der neuen Principien.

»Diese königsmörderischen und die Auflösung aller gesellschaftlichen Ordnung herbeiführenden Principien sind mächtiger, als Sie vielleicht glauben, denn sie

schmeicheln dem Ehrgeiz der Einen und der Habgier der Andern, zugleich aber auch der Eitelkeit und Eigenliebe Aller, indem sie in den gemeinten Herzen jene trügerischen Hoffnungen erwecken, welche die Verbreiter moderner Meinungen und revolutionärer Umtriebe ausstreuen – Meinungen und Umtriebe, welche überall, wo sie zur Geltung gekommen, das Verderben des Staates herbeigeführt haben, wie man, wenn man die Augen nur auf Frankreich und Italien wirft, deutlich sehen kann.

»Zu diesem Zwecke und um all unserem Elend durch rasche Maßregeln zur Wiedereroberung unserer vom Feinde besetzten Provinzen, sowie jener irregeleiteten Hauptstadt, welche mit dem Beispiel der Unordnung vorangeht, ein Ende zu machen, autorisiere ich Ew. Eminenz, das Amt eines Generalcommissärs in der ersten Provinz auszuüben, wo sich das Bedürfniß einer solchen Mission herausstellt; eben sowie das eines Generalvicars des Königreiches, sobald Sie sich im Besitz des ganzen oder eines Theiles dieses Königreiches an der Spitze der activen Streitkraft sehen werden, mit dem Recht, in unserem Namen jede Proclamation zu erlassen, welche Sie für die Sache nützlich und förderlich halten werden.

»Uebrigens ertheile ich Ew. Eminenz als meinem Alterego das Recht, jedes Präsidium zu ändern, jeden Administrator, jeden Gerichtspräsidenten, jeden Ober- oder Unterbeamten der politischen oder bürgerlichen Verwaltung abzusetzen, ebenso wie jeden militärischen

Staatsdiener zu suspendieren, zu cassiren oder festzunehmen, wenn Sie Gründe zur Anwendung dieser Strenge zu haben glauben, dagegen interimistisch Diejenigen anzustellen, zu welchen Sie Vertrauen haben und welchen Sie die erledigten Posten übertragen wollen, bis ich auf die an mich gestellten Gesuche die Ernennung approbiert haben werde.

»Alles dies soll geschehen, damit Alle, die von meiner Regierung abhängen, in Ew. Eminenz mein erstes Werkzeug erkennen und ohne Zögern oder Widerspruch handeln, ganz so wie es in den kritischen und schwierigen Augenblicken, in welchen wir uns jetzt befinden, nöthig und unerlässlich ist.

»Dieses Amt eines Generalcommiffärs und Vicars des Königreichs wird durch Ew. Eminenz ganz nach eigenem Gutdünken ausgeübt werden, denn ich will, daß Sie meiner souveränen Autorität Achtung und Geltung verschaffen und mein Königreich vor weiteren Beeinträchtigungen bewahren, da die, welche es bis jetzt erlitten, schon unheilvoll genug sind.

»Ew. Eminenz wird daher mit der größten Strenge und der unerbittlichsten Gerechtigkeit zu Werke gehen, sei es nun, um sich, je nachdem die Nothwendigkeit des Augenblickes es verlangt, Gehorsam zu verschaffen, sei es um gute Beispiele zu geben und die bösen verschwinden zu machen, sei es endlich, um die Wurzeln jener unheilvollen Pflanze der Freiheit, welche so leicht

und schnell an den Orten emporgewuchert ist, wo meine Autorität verkannt wird, auszurotten, damit das schon angerichtete Unheil wiedergut gemacht werde und wir nicht noch größerem, neuem Unglück entgegengehen.

»Alle Cassen des Königreiches, unter welche Benennung dieselben auch gehören mögen, werden von Ew. Eminenz abhängen und Ihren Befehlen gehorchen. Sie werden darüber wachen, daß keine Geldsumme an die Hauptstadt abgesandt werde, so lange dieselbe sich in dem Zustand von Anarchie wie jetzt befindet. Das Geld der genannten Cassen wird vielmehrdurch Ew. Eminenz zum Besten und Bedürfniß der Provinzen, zur nothwendigen Bezahlung der Beamten, zur Anschaffung von Vertheidigungsmitteln und zur Besoldung unserer Vertheidiger verwendet werden.

»Ew. Eminenz werden mir einen regelmäßigen Status über das, was Sie ausgeführt und noch auszuführen gedenken, ausarbeiten, damit ich Ihnen in Bezug auf das Geschehene oder noch zu Geschehende meine Resolutionen kundgeben und meine Befehle übermitteln kann.

»Ew. Eminenz werden zwei oder drei erprobte und Ihres Vertrauenswürdige Assessoren aus der Zahl der Beamten wählen, damit dieselben ihr Urtheil in wichtigeren Fällen abgeben, in Bezug, worauf die Appellation in gewöhnlichen Zeiten bei dem Tribunal der Hauptstadt erhoben wird. Diese Assessoren werden die

Tribunale von Neapel ersetzen, damit die Entscheidungen nicht in die Länge gezogen werden.

»Zur Besetzung dieser Aemter werden Ew. Eminenz sich der Provinzial- Magistratspersonen bedienen und dieselben ermächtigen, gleichzeitig über jede andere Sache zu entscheiden, welche es Ihnen gefallen wird, denselben zu unterbreiten, ebenso wie über die Appellationen, welche an sie gestellt werden.

»Durch die verschiedenen Papiere, welche ich Ew. Eminenz zustelle, werden Sie sich überzeugen, daß ich in der Voraussetzung, die zahlreiche Armee, welche ich in meinem Königreiche unterhielt, eine Armee, die mir so schlecht gedient, sei noch nicht ganz versprengt, Befehl gegeben hatte, daß die Ueberreste derselben sich nach Palermo und nach Calabrien zu dem Zwecke begeben sollten, um diese Provinzen zu vertheidigen und die Verbindung derselben mit Sicilien aufrecht zu erhalten. Unter den jetzt obwaltenden Umständen werden die Commandanten, die sich unterwegs Ew. Eminenz mit ihren Truppenhaufen vorstellen, ganz in Uebereinstimmung mit Ew. Eminenz verfahren, welche Stellung ihnen auch durch meine früheren Ordres angewiesen worden sein möge. Was den General de la Salandra und jeden anderen General betrifft, der sich mit diesen selben Truppen an Ew. Eminenz anschließen sollte, so wird er den ihm zuletzt ertheilten Vorschriften gehorchen. Ew. Eminenz wird sie diesen Generalen

bekanntgeben, und ich werde, sobald ich davon unterrichtet bin, die weiteren Verfügungen treffen, welche Ew. Eminenz bei mir beantragen wird.

»In Bezug auf die Militärmacht – und wir müssen vernünftigerweise voraussetzen, daß es keine reguläre Militärmacht mehr gibt – wird Ew. Eminenz Sorge tragen, dieselbe mit Aufbietung aller nur möglichen Mittel wieder zu schaffen oder zu organisieren. Da sie diesmal auf dem Boden des Vaterlandes kämpfen wird, so wird man, obschon sie nur aus flüchtigen Soldaten und Deserteuren zusammengesetzt sein kann, bemüht sein, ihr den Muth einzuflößen, den meine braven Calabresen in den Kämpfen gezeigt, welche sie gegen den Feind bestanden. Ebenso wird es mit den Corps sein, welche sich aus den Bewohnern der Provinzen bilden werden, die sich durch ihren Patriotismus und ihre Liebe zur Religion getrieben fühlen, die Waffen zu ergreifen und meine Sache zu vertheidigen.

»Um zu diesem Ziel zu gelangen, schreibe ich Ew. Eminenz kein besonderes Verfahren vor. Ich überlasse im Gegentheile alles Ihrem Eifer sowohl in Bezug auf die Methode der Organisation als in Bezug auf die Vertheilung der Belohnungen aller Art, welche Sie gewähren zu müssen glauben werden. Wenn diese Belohnungen in Geld bestehen, so können Sie dieselben selbst verheilen. Bestehen sie in Ehrenstellen und Aemtern, so können Sie diese Ehren und Aemter

einstweilen verleihen und an mir wird es dann sein, sie zu genehmigen, da jede höhere Gunst von meiner Ratification abhängig bleiben muß.

»Wenn die regulären Truppen, die ich erwarte, angelangt sein werden, kann man einen Theil derselben nach Calabrien ebenso wie nach jedem andern Theil des Festlandes schicken. Dasselbe ist mit den Geschützen und der Munition der Fall, welche zwischen Sicilien und Calabrien getheilt werden kann.

»Ew. Eminenz wird die Militär- und Civilbeamten wählen, mit welchen Sie sich umgeben zu müssen glauben. Sie werden denselben provisorische Bedingungen stellen und jedem den Posten anweisen, welcher ihm nach Ihrem Dafürhalten am besten zusagt.

»Was Ihre Ausgaben betrifft, Eminenz, so soll Ihnen die Summe von fünfzehnhundert Ducaten oder sechstausend Francs monatlich, eine Summe, welche wir für Ihre Bedürfnisse als unumgänglich nothwendig betrachten, bewilligt werden. Ueberdies bewillige ich Ihnen jede weitere, wenn auch noch viel beträchtlichere Summe, welche Sie für die Ausführung Ihres Auftrages nothwendig erachten, besonders bei Ihren Reisen von einem Ort zum andern, ohne daß diese vermehrten Ausgaben in irgend einer Weise auf meinen Völkern lasten dürfen.

»Außerdem gestatte ich Ihnen die Verfügung über die

Gelder, welche Sie in den öffentlichen Cassen vorfinden und welche durch Ihre Vermittlung noch ferner eingehen werden. Sie werden einen Theil davon verwenden, um sich die für Ihre Sicherheit nothwendigen neuen Nachrichten zu verschaffen, sei es nun, daß diese Nachrichten aus der Hauptstadt kommen, sei es, daß die Bewegungen des Feindes außerhalb derselben betreffen.

»Da die Hauptstadt in Anbetracht der zahlreichen Parteien, deren Opfer das Volk ist, sich in diesem Augenblick in großer Unordnung befindet, so werden Sie durch geschickte und in dieser Kunst erfahrene Leute Alles, was dort vorgeht, überwachen und sich unverweilt davon in Kenntniß setzen lassen. Sie werden zu diesem Zwecke kein Geld sparen, sobald Sie glauben, daß die Verschwendung ihre Früchte trage.

»In anderen Fällen, wo dergleichen Ausgaben Ihnen nothwendig erscheinen, kann Ew. Eminenz solchen Personen, welche dem Staate, der Religion und der Krone ersprießliche Dienste leisten können, Geldbelohnungen versprechen, oder auch sofort baar gewähren.

»Ich verbreite mich nicht über die Vertheidigungsmaßregeln, welche ich von Ihnen erwarte, und noch weniger über die Art und Weise, auf welche Sie die Emeuten, die inneren Unruhen, die Zusammenrottungen, die Verführungen und die Umtriebe der jakobinischen Emissäre zu unterdrücken haben. Ich überlasse deshalb Ew. Eminenz die Sorge, die geeigneten

Bestimmungen zu treffen, damit alle diese Verbrechen zur gerechten Strafe gezogen werden. Die Präfecten, ganz besonders der von Lecce, diejenigen meiner Vasallen, welche noch ein loyales Herz besitzen, die Bischöfe, die Pfarrer und alle redlichen Seelsorger werden Sie von allen Bedürfnissen, eben so wie von den Hilfsmitteln der einzelnen Ortschaften in Kenntniß setzen und hierzu durch die Energie und Nothwendigkeit angefeuert werden, welche unter den Umständen, in denen wir uns gegenwärtig befinden, geboten sind. Von dem Kaiser von Oesterreich erwarte ich Hilfsleistungen aller Art; der Sultan verspricht mir deren gleicherweise; Rußland nimmt mir gegenüber dieselben Verpflichtungen auf sich, und schon sind die an unsere Küsten gerückten Geschwader dieser letztern Macht bereit, uns Beistand zu leisten.

»Ich setze Ew. Eminenz hiervon in Kenntniß, damit Sie bei Gelegenheit sich auf diese fremde Hilfe stützen und im Nothfalle sogar einen Theil dieser Truppen in der Provinz landen lassen können, ebenso wie ich Sie autorisiere, von diesen Geschwadern alle Hilfsleistungen zu verlangen, welche die Art und Weise der Operationen als für die Vertheidigung nützlich erscheinen läßt.

»Heute füge ich noch hinzu, daß Sie bei meinen Bundesgenossen Zuflucht und Schutz finden werden, doch werde ich Ihnen binnen Kurzem noch weitere Instructionen zugehen lassen, welche Ihnen für die

Zukunft eine kräftigere Mitwirkung sichern werden. Derselbe Fall ist es mit dem englischen Geschwader, für welches ich Ihnen meine Instructionen zufertigen werde und welches, an den Küsten Siciliens und Calabriens kreuzend, die Sicherheit derselben überwachen wird.

»Ew. Eminenz werden einen sicheren Weg ausfindig machen, um mir zweimal wöchentlich Nachrichten in Bezug auf die wichtigsten Angelegenheiten Ihrer Mission zugehen zu lassen. Ich erachte es für die Vertheidigung des Königreiches unbedingt nothwendig, daß unsere Couriere rasch und in geeigneten Fristen aufeinanderfolgen.

»Schließlich vertraue ich mich Ihrer Einsicht und Ihrer Anhänglichkeit an und bin überzeugt, daß Sie dem hohen Vertrauen, welches ich in Ihren Patriotismus und in Ihre Treue gegen meine Person setze, entsprechen werden.

»Palermo, am 25. Januar 1799.

»Ferdinand B.«

Siebentes Capitel.

Der erste Schritt gegen Neapel.

Alles war, wie man sieht, nicht bloß mit der Klugheit des Kriegers, sondern auch mit der mißtrauischen Vorsicht des Mannes der Kirche ins Auge gefaßt.

Ferdinand fühlte nur Bewunderung und Entzücken, Generale, Officiere, Soldaten, Minister hatten ihn verrathen. Diejenigen, deren Beruf es war, den Degen am der Seite zu tragen, hatten denselben entweder nicht gezogen, oder dem Feinde ausgeantwortet; diejenigen, deren Berufes war, Neuigkeiten zu erfahren und dieselben zu benutzen, hatten entweder keine zu erfahren gesucht, oder sie nicht benutzt. Die Räthe, deren Berufes war, Rathsschläge zu geben, hatten keine ertheilt.

Der König hatte mit einem Worte bei Allen, wo er berechtigt war, Muth, Treue, Intelligenz und Hingebung zu fordern, von allen diesen Eigenschaften keine gefunden.

Und nun fand er dies Alles auf einmal nicht in Einem von Denen, welche er mit Gunstbezeigungen überhäuft, sondern in dem Manne der Kirche, welcher sich recht wohl in die Schranken der Pflichten eines solchen

einschließen, oder mit andern Worten sich darauf beschränken gekonnt hätte, sein Brevier zu lesen und seinen Segen zu ertheilen.

Dieser Mann der Kirche hatte Alles vorgesehen. Wie ein Mann der Politik hatte er die Revolte organisiert. Wie ein Polizeiminister hatte er sich von Allem zu unterrichten gewußt. Wie ein General hatte er den Krieg vorbereitet, und in demselben Augenblick, wo Mack seinen Degen zu Championnets Füßen niederfallen ließ, zog er das Schwert des heiligen Krieges und erbot sich, ohne Munition zur Eroberung von Neapel zu schreiten, auf die Fahne Constantins zu zeigen und auszurufen: »In hoc signo vinces!«

Seltsames Land, sonderbares Volk, wo Straßenräuber das Königreich vertheidigen und wo, nachdem es verloren worden, ein Priester sich erhob, um es wieder zu erobern.

Diesmal wußte Ferdinand zufällig ein Geheimniß zu bewahren und sein Versprechen zu halten. Er gab dem Cardinal die versprochenen zweitausend Ducaten, welche mit den eintausend, die er selbst besaß, zusammen eine Summe von zwölftausendfünfhundert Francs repräsentierten.

Noch an demselben Tag, wo die Instructionen des Cardinals unterzeichnet worden, das heißt am 27. Januar, die Urkunde ward – wir wissen nicht aus welchem

Grunde um zwei Tage zurückdatiert – nahm der Cardinal Abschied von dem König unter dem Vorwand, eine Reise nach Messina zu machen.

Er brach dann unverweilt auf und legte den Weg bald zu Wasser, bald zu Lande zurück, je nachdem sich ihm die Mittel zum schnellen Vorwärtskommen darboten.

Er brauchte auf diese Weise vier Tage und langte am Nachmittage des 31. Januar in Messina an.

Hier begann er sofort den Marquis Taccone aufzusuchen, welcher ihm auf Befehl des Königs die zwei Millionen zustellen sollte, die er von Neapel mitgebracht.

Den Marquis fand er auch, die Millionen aber waren, wie er übrigens schon vorausgesehen, nicht zu finden. Die Aufforderung des Cardinals beantwortete der Marquis Taccone damit, daß er vor seiner Abreise von Neapel auf Befehl des Generals Acton alle Summen, die er in den Händen gehabt, dem Fürsten Pignatelli zugestellt habe.

Kraft seines Mandats forderte der Cardinal ihn nun auf, ihm über seine Situation oder vielmehr über den Stand seiner Casse Rechenschaft abzulegen.

Auf diese Weise in die Enge getrieben, antwortete der Marquis, es sei ihm unmöglich, Rechenschaft abzulegen, da ja alle Register und sämtliche Papiere der Schatzkammer in Neapel zurückgeblieben seien.

Der Cardinal, der auch dies vorausgesehen und es dem König vorhergesagt, wendete sich nun zu dem General Danero, in der Meinung, daß Waffen und Munition ihm noch nothwendiger seien als Geld.

Der General Danero aber entgegnete, es verlohne nicht der Mühe, dem Cardinal Waffen zu überlassen, welche nicht verfehlen könnten, dem Feind in die Hände zu fallen, und er verweigerte sie ihm daher trotz der bestimmtem Befehle des Königs.

Der Cardinal schrieb nach Palermo, um sich bei dem König zu beklagen. Danero schrieb, Taccone schrieb. Jeder klagte den Andern an und suchte sich selbst herauszureden.

Der Cardinal beschloß, um völlig ins Reine zu kommen, die Antwort des Königs in Messina abzuwarten. Er erhielt dieselbe am sechsten Tage, und der Marquis Malaspina war der Ueberbringer.

Der König beklagte sich in sehr wehmüthigem Tone, daß er nur von Räubern und Verräthern bedient würde. Er forderte zugleich den Cardinal auf, sein Unternehmen mit alleiniger Aufbietung der Hilfsquellen seines Genies zu versuchen, und schickte ihm den Marquis Malaspina, indem er ihn bat, denselben als Adjutanten anzunehmen.

Es war klar wie der Tag, daß Ferdinand, seiner Gewohnheit, an allen Menschen zu zweifeln, treu, an Ruffo ebenso zu zweifeln begann wie an den Anderen

und ihm einen Spion und Aufpasser beizugeben wünschte.

Zum Glück war dieser Aufpasser schlecht gewählt. Der Marquis Malaspina war vor allen Dingen ein Mann der Opposition, und als der Cardinal den Brief des Königs erhielt, lächelte er und sah den Ueberbringer an.

»Es versteht sich von selbst, Herr Marquis,« sagte er, »daß der Wunsch des Königs für mich Befehl ist, obschon es für einen Mann des Degens wie Sie eine eigenthümliche Stellung sein muß, wenn er Adjutant eines Mannes der Kirche wird. Ohne Zweifel aber, fuhr er fort, »hat Seine Majestät Ihnen irgend einen besonderen Auftrag ertheilt wodurch Ihre Stellung bei mir erklärlich gemacht und gerechtfertigt wird.«

»Ja, Eminenz,« antwortete Malaspina, »der König hat mir glänzende Wiederaufnahme in seiner Gunst versprochen, wenn ich ihn mittelst einer besonderen Correspondenz fortwährend von Allem unterrichtet hielte, was Sie vornehmen werden. Wie es scheint, hat er zu mir als Spion mehr Vertrauen denn als Jäger.«

»Dann sind Sie also so unglücklich, Herr Marquis, bei Sr. Majestät in Ungnade gefallen zu sein?«

»Es sind drei Wochen, Eminenz, daß ich nicht mehr - zu seiner Spielpartie eingeladen werde.«

»Und welches Verbrechen haben Sie begangen, um eine solche Strafe zu verdienen?« fuhr der Cardinal fort.

»Ein allerdings ganz unverzeihliches, Eminenz.«

»Beichten Sie es mir,« fuhr der Cardinal lachend fort.
»Ich kann es Ihnen vergeben.«

»Ich habe ein Wildschwein, anstatt auf das Blatt in den Bauch getroffen.«

»Mein lieber Marquis,« antwortete der Cardinal, »dieses Verbrechen kann ich Ihnen nicht verzeihen, denn so weit erstreckt sich meine Vollmacht nicht. Ich kann Ihnen blos Reue und Buße empfehlen. Doch Scherz bei Seite,« fuhr er in ernsterem Tone und dem Marquis die Hand bietend fort. »Ich verlange von Ihnen nicht, Herr Marquis, daß Sie für den König, aber eben so wenig, daß Sie für mich seien. Ich sage blos: wollen Sie als freimüthiger, loyaler Neapolitaner für das Vaterland sein?«

»Eminenz,« sagte Malaspina, durch diese offene Erklärung gerührt, obschon er sonst ein großer Skeptiker war, »ich habe mich dem König gegenüber verbindlich gemacht, ihm einmal wöchentlich zu schreiben. Ich werde ihm gehorchen, versichere Ihnen aber auf mein Ehrenwort, daß kein Brief von mir abgesendet werden wird, bevor Sie ihn gelesen haben.«

»Dies ist nicht nöthig, Herr Marquis. Ich werde mich bemühen, so zu handeln, daß Sie Ihre Mission gewissenhaft ausführen und Sr. Majestät Alles sagen können.«

Da man dem Cardinal soeben gemeldet, daß der Hofrath Don Angelo de Fiore aus Calabrien eingetroffen sei, so befahl er denselben sofort eintreten zu lassen.

Der Marquis wollte sich entfernen, der Cardinal hielt ihn zurück.

»Entschuldigen Sie, Marquis,« sagte er. Sie treten in Function. Haben Sie daher die Güte zu bleiben.«

Der Hofrath Don Angelo de Fiore trat ein.

Es war ein Mann von fünf- bis achtundvierzig Jahren, dessen harte, scharf markierte Züge und finster blickendes Auge in eigenthümlicher Weise mit seinem Namen contrastierten, der im Italienischen bekanntlich die Blume bedeutet.

Er kam, wie wir bereits bemerkt, aus Calabrien, um zu melden, daß Palmi, Bagnara, Scylla und Reggio im Begriff stünden demokratisch zu werden.

Er forderte deshalb den Cardinal auf, dort so bald als möglich zu landen, weil, sobald diese Städte einmal demokratisiert wären, die Landung ein geradezu wahnsinniges Unternehmen würde. Es war, wie der Hofrath versicherte, nur schon allzuviel Zeit verloren worden, um die schwankenden Herzen zu dem König zurückzuführen.

Der Cardinal sah Malaspina an.

»Was meinen Sie dazu, mein Herr Adjutant?« fragte er ihn.

»Nun, ich meine, sagte Malaspina, »es sei kein Augenblick zu verlieren und die Landung müsse sofort erfolgen.«

»Das ist auch meine Ansicht,« sagte der Cardinal.

Da es für denselben Tag indessen schon zu spät war, um noch aufbrechen zu können, so verschob man die Ueberfahrt über die Meerenge auf den nächstfolgenden Tag.

An diesem nächstfolgenden Tage, dem 8. Februar 1799, schiffte der Cardinal sich demzufolge um sechs Uhr Morgens in Messina ein und landete eine Stunde später an dem Strande von Catona, Messina gegenüber, das heißt auf demselben Punkte, den man zu der Zeit, wo Calabrien »Großgriechenland« war, mit dem Namen Columna Regina bezeichnete.

Das Gefolge des Cardinals bestand aus dem Marquis Malaspina, Lieutenant des Königs, dem Abbé Lorenzo Spazzoni, seinem Secretär Don Annibal Caporoni, einem Caplan – diese beiden Letzteren waren hohe Sechziger – und Don Carlo Occara von Caserta, seinem Kammerdiener.

Er brachte eine Fahne mit, auf welcher einerseits das königliche Wappen und andererseits ein Kreuz mit dem von uns schon citierten Wahlspruch der religiösen Eroberungen: »In hoc signo vinces« gestickt war.

Don Angelo de Fiore war dem Cardinal schon am

Abend vorher vorausgereist und erwartete ihn am Landungsplatze mit dreihundert Mann, größtentheils Vasallen der Ruffo von Scylla und der Ruffo von Bagnara, der Brüder und Cousins des Cardinals.

Scipio fiel, als er den Boden Afrikas betrat, nieder, richtete sich auf ein Knie empor und sagte: »Dieses Land ist mein!« Als Ruffo am Strande von Catono den Fuß ans Land setzte, hob er die Hände zum Himmel empor und sagte: »Calabrien, empfang mich wie einen Sohn!«

Enthusiastische Freudenrufe begrüßten dieses Gebet eines der berühmtesten Söhne jenes rauhen Brutium, welches zur Zeit der Römer den entlaufenen Slaven zum Asyl diente.

Der Cardinal ging an der Spitze seiner dreihundert Mann, an die er eine kurze Anrede hielt, seine Wohnung bei seinem Bruder, dem Herzog von Baranella, zu nehmen, dessen Villa auf dem schönsten Punkte dieser prachtvollen Meerenge stand.

Von seinen dreihundert Mann bewacht, entfaltete der Cardinal unverweilt die Fahne auf dem Balcon, an dessen Fuße der kleine Trupp, der Kern der künftigen Armee, bivouakirte.

Von dieser ersten Etappe schrieb der Cardinal eine Encyclica an die Bischöfe, an die Pfarrer, an die übrige Geistlichkeit, an die ganze Bevölkerung nicht bloß Calabriens, sondern des ganzen Königreiches. In dieser

Encyclica sagte der Cardinal:

»In dem Augenblick, wo die Revolution in Frankreich durch den Königsmord, durch die Proscription, durch den Atheismus, durch die Drohungen gegen die Priester, durch die Plünderung der Kirchen, durch die Entweihung der heiligen Stätten gefördert wird; wo in Rom durch das fluchwürdige Attentat auf den Stellvertreter Jesu Christi dasselbe geschieht; wo der Gegenschlag dieser Revolution sich in Neapel durch den Verrath der Armee, durch den Ungehorsam der Unterthanen, durch die Empörung in der Hauptstadt und in den Provinzen fühlbar macht: ist es die Pflicht jedes redlichen Bürgers, die Religion, den König, das Vaterland, die Ehre der Familie, das Eigenthum zu vertheidigen, und dieses heilige Werk, diese erhabene Mission ist es ganz besonders, in welcher die Männer Gottes mit ihrem Beispiel vorangehen müssen.«

Er setzte hierauf auseinander, zu welchem Zwecke er Sicilien verlassen und in welcher Hoffnung er gegen Neapel marschiere. Als Vereinigungspunkt für diejenigen, welche seinem Rufe folgen würden, bestimmte er Palmi für die Männer des Gebirges und Mileto für die Männer der Ebene.

Die Calabresen der Ebene und des Gebirges wurden deshalb aufgefordert, zu den Waffen zu greifen und sich an den bezeichneten Sammelplätzen einzufinden.

Nachdem der Generalvicar seine Encyclica geschrieben, in Ermanglung einer Buchdruckerei fünfundzwanzig-bis dreißigmal copiren lassen und mit Courieren nach allen vier Himmelsgegenden fortgeschickt hatte, begab er sich auf den Balcon, um frische Luft zu schöpfen und sich an der prachtvollen Aussicht zu weiden, welche sich hier vor seinen Augen entrollte.

Obschon es an dem weiten Bogen des Horizontes, den sein Blick umfaßte, Gegenstände von noch ganz anderer Bedeutung gab, so haftete ein Auge doch fast wider seinen Willen auf einer kleinen Schaluppe, welche um die Spitze des Leuchthurmes herumsteuerte und mit drei Männern besetzt war.

Zwei davon, welche im Vordertheil standen, beschäftigten sich mit dem Regieren eines kleinen lateinischen Segels, dessen Schote der im Hintertheil stehende Mann in der rechten Hand hielt, während er sich mit der linken auf das Steuerruder stützte.

Je länger der Cardinal diesen Letzteren ansah, desto mehr glaubte er ihn zu erkennen. Endlich, als die Barke näher kam, blieb ihm kein Zweifel mehr übrig.

Dieser Mann war der Admiral Caracciolo, welcher in Folge seiner Verabschiedung nach Neapel zurückkehrte und beinahe zu gleicher Zeit wie Ruffo, aber in ganz anderer Absicht und von völlig entgegengesetzter

Gesinnung beseelt in Calabrien landete.

Wenn man die schräge Linie, welcher die Barke folgte, berechnete, so war es klar, daß sie vor der Villa an's Land stoßen mußte.

Der Cardinal ging hinunter, um an der betreffenden Stelle zu sein und dem Admiral in dem Augenblicke, wo er ans Land steigen würde, die Hand zu bieten.

In der That fand Caracciolo in dem Augenblicke, wo er aus dem Boote an den Strand sprang, den Cardinal bereit, ihn zu empfangen.

Der Admiral stieß einen Ruf der Ueberraschung aus. Er hatte Palermo noch an demselben Tage verlassen, wo seine Entlassung angenommen worden, und war mit demselben Boote, in welchem er anlangte, die Küste entlang gesteuert. Jeden Abend hatte er angelegt und sich jeden Morgen wieder aufgemacht – mit dem Segel, wenn der Wind ging und derselbe günstig war, mit dem Ruder, wenn es keinen Wind gab, oder wenn man denselben nicht benutzen konnte.

Er wußte daher von der Expedition des Cardinals durchaus nichts, und als er einen Trupp Bewaffneter sah und die königliche Fahne erkannte, lenkte er seine Barke nach diesem Trupp und dieser Fahne, um Aufschluß über dieses Räthel zu erhalten.

Zwischen Francesco Caracciolo und dem Cardinal Ruffo bestand keine große Sympathie. Diese beiden

Männer waren an Geist, Meinung und Gesinnung zu verschieden, um Freunde zu sein. Ruffo achtete indessen den Charakter des Admirals, und der Admiral achtete das Genie Ruffos.

Beide repräsentierten, wie man bereits weiß, die zwei mächtigsten Familien Neapels oder vielmehr des ganzen Königreiches.

Sie näherten sich daher einander mit jener Rücksicht, welche zwei hochgestellte Männer von großen Geistesanlagen einander nicht verweigern können, und beide mit lächelndem Munde.

»Kommen Sie, um sich mir anzuschließen, Fürst?« fragte der Cardinal.

»Das wäre wohl möglich, Eminenz, und ich würde es als eine große Ehre betrachten, wenn ich in Ihrer Gesellschaft reisen könnte, dafern ich noch im Dienste Seiner Majestät stünde,« antwortete Caracciolo. »Der König hat jedoch auf meine Bitte geruht mir meinen Abschied zu bewilligen und Sie sehen daher weiter nichts als einen einfachen Touristen in mir.«

»Setzen Sie hinzu, hob der Cardinal wieder an, ›daß ein Mann der Kirche Ihnen wahrscheinlich nicht der Mann zu sein scheint, dessen es zu einer militärischen Expedition bedarf, und daß der, welcher das Recht hat, als Chef zu dienen, keinen Vorgesetzten anerkennt.«

»Sie irren sich, Eminenz, wenn Sie mich so

beurtheilen,« hob Caracciolo wieder an. »Ich habe mich gegen den König, wenn er die Vertheidigung von Neapel organisieren und Ihnen das Obercommando über die Truppen übertragen wollte, erboten, mich mit meinen Seeleuten unter die Befehle Ew. Eminenz zu stellen. Der König weigerte sich jedoch darauf einzugehen. Heute ist es zu spät.«

»Warum zu spät?«

»Weil der König mir eine Beleidigung zugefügt hat, die ein Fürst aus meinem Hause nicht verzeiht.«

»Mein lieber Admiral, in der Sache, welche ich unterstütze und für welche ich bereit bin mein Leben zu opfern, ist nicht von dem König die Rede; es handelt sich hier vielmehr blos um das Vaterland.«

Der Admiral schüttelte den Kopf.

»Unter einem absoluten König, Eminenz,« sagte er, »gibt es kein Vaterland, denn ein Vaterland gibt es nur da, wo es Bürger gibt. Es gab ein Vaterland in Sparta, als Leonidas sich bei den Thermopylen tödten ließ. Es gab ein Vaterland in Athen, als Themistokles die Perser bei Salamis besiegte. Es gab ein Vaterland in Rom, als Curtius sich in den Abgrund stürzte, und deshalb stellt die Geschichte das Andenken eines Leonidas, eines Themistokles und eines Curtius der Nachwelt zur Bewunderung und Verehrung dar. Zeigen Sie mir aber etwas dem Entsprechendes unter absoluten Regierungen.

Nein, sich einem absoluten König und tyrannischen Principien weihen, heißt sich der Undankbarkeit und der Vergessenheit widmen. Nein, Eminenz, die Caracciolo begehen dergleichen Fehler nicht. Als Bürger betrachte ich es als ein Glück, daß ein schwacher und bedrängter König vom Throne gestürzt wird. Als Fürst freue ich mich, daß die Hand, die auf mir lastete, entwaffnet wird. Als Mensch fühle ich mich glücklich, wenn ein ausschweifender Hof, welcher Europa das Beispiel der Immoralität gab, in das Dunkel der Verbannung wandern muß. Mein Diensteifer gegen den König ging so weit, daß ich ein Leben und das der königlichen Familie auf ihrer Flucht beschützte; er wird aber nicht so weit gehen, daß er eine unfähige Dynastie wieder auf dem Throne befestigen hilft. Glauben Sie, daß, wenn ein politischer Sturm eines schönen Tages den Thron der Cäsaren Claudius und Messalina umgestürzt hätte, Corbulon zum Beispiel der Menschheit einen großen Dienst geleistet haben würde, wenn er Germanien mit seinen Legionen verlassen und einen beschränkten Kaiser und eine ausschweifende Kaiserin wieder auf den Thron gesetzt hätte? Nein. Ich bin so glücklich, wieder in das Privatleben zurückkehren zu können. Ich werde das, was geschieht, mit ansehen, aber ohne mich hineinzumischen.«

»Und ein intelligenter Mann wie der Admiral Francesco Caracciolo kann eine solche Unmöglichkeit

träumen!« hob der Cardinal wieder an. »Gibt es wohl mitten unter den politischen Ereignissen, welche sich vorbereiten, für einen Mann von Ihrem Werthe ein Privatleben? Gibt es wohl eine mögliche Dunkelheit für einen Mann, der sein Licht in sich selbst trägt? Ist es, wenn die Einen für das Königthum, die Anderen für die Republik kämpfen, einem loyalen Herzen, einem muthigen Geist möglich, sich weder an dem einen noch an dem andern Kampf zu betheiligen? Die Männer, welche Gott mit Reichthum, Geburt und Genie begabt hat, gehören nicht sich selbst, sie gehören Gott und erfüllen eine Mission auf Erden. Dennoch aber folgen sie in ihrer Blindheit zuweilen dem Wege des Herrn, zuweilen widersetzen sie sich einen Absichten. In dem einen wie in dem andern Falle aber arbeiten sie für die Aufklärung ihrer Mitbürger eben so wie durch ihre Triumphe. Die Einzigen, welchen Gott nicht verzeiht, sind – glauben Sie mir dies – Diejenigen, welche sich in ihren Egoismus einschließen wie in eine uneinnehmbare Citadelle und die, gegen Pfeile und Wurfspieße geschützt, von der Höhe ihrer Mauern herab der großen Schlacht zuschauen, die das Menschengeschlecht seit achtzehn Jahrhunderten liefert. Vergessen Sie dies nicht, Excellenz. Die Engel, welche Dante der Verachtung am würdigsten erachtet, sind die, welche weder für Gott noch für den Satan waren.«

»Und wen nennen Sie bei dem Kampf, welcher sich

jetzt vorbereitet, Gott, und wen nennen Sie Satan?«

»Brauche ich Ihnen zu sagen, Fürst, daß ich eben so wie Sie den König achte, welchem ich mein Leben nach seinem wahren Werth gebe, und daß ein Mann wie ich – und wenn ich sage, ein Mann wie ich, so erlauben Sie mir gleichzeitig zu sagen, ein Mann wie Sie – keinem andern Manne dient, von dem er weiß, daß derselbe ihm in Bezug auf Erziehung, auf Intelligenz und auf Muth nachsteht? Er dient vielmehr dem unsterblichen Princip, welches in diesem Manne wohnt, eben so wie die Seele in einem unförmlichen und häßlichen Körper wohnen kann. Die Principien aber – gestatten Sie mir dies zu sagen, mein lieber Admiral – erscheinen unseren menschlichen Augen gerecht oder ungerecht, je nach dem Standpunkte, von welchem aus man sie betrachtet. So erzeugen Sie mir zum Beispiel auf einen Augenblick die Ehre, mir eine Intelligenz zuzugestehen, welche in jeder Beziehung der Ihrigen gleich wäre. Wohlan, dann können wir dennoch ganz dasselbe Princip von ganz entgegengesetzten Gesichtspunkten untersuchen, würdigen und beurtheilen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich Prälat und hochgestellter Würdenträger der römischen Kirche bin, während Sie dagegen ein dem Laienstande angehöriger, nach weltlichen Würden trachtender Fürst sind.«

»Das gebe ich zu.«

»Nun ist der Statthalter Christi, der Papst Pius der

Sechste, entthront worden. Wohlan, wenn ich die Restauration Ferdinands betreibe, so betreibe ich zugleich auch die Pius des Sechsten. Wenn ich den König beider Sicilien wieder auf den Thron setze, so setze ich zugleich Angelo Broschi auf den Thron des heiligen Petrus. Ich kümmere mich nicht darum, ob die Neapolitaner sich freuen werden, ihren König wiederzusehen, oder ob es den Römern lieb ist, ihren Papst wiederzufinden. Nein, ich bin Cardinal und folglich Soldat des Papstthums. Ich kämpfe für das Papstthum, das ist Alles.«

»Sie sind sehr glücklich, Eminenz, eine so scharfgezeichnete Linie vor sich zu haben. Die meinige ist weniger leicht zu finden. Ich habe zwischen den Principien, welche meine Erziehung verletzen, aber meinen Geist zufriedenstellen, und einem Fürsten zu wählen, von welchem mein Geist sich abwendet, an welchen aber meine Erziehung mich fesselt. Ueberdies hat dieser Fürst mir das Wort gebrochen, mich in meiner Ehre verletzt und in meiner Würde beleidigt. Ich kann daher zwischen ihm und seinen Feinden neutral bleiben; meine Absicht ist positiv keine andere, als diese Neutralität zu bewahren. Wenn ich gezwungen bin, zu wählen, so werde ich sicherlich dem Feinde, welcher mich ehrt, den Vorzug vor dem Könige geben, der mich verachtet.«

»Denken Sie an Coriolan bei den Volskern, mein lieber Admiral.«

»Die Volsker waren die Feinde des Vaterlandes, während ich im Gegentheile, wenn ich zu den Republikanern übergehe, in die Reihen der Patrioten trete, welche die Freiheit, den Ruhm und die Ehre ihres Vaterlandes wollen. Die Bürgerkriege haben ihr besonderes Gesetzbuch, Herr Cardinal. Condé ist nicht dadurch entehrt worden, daß er sich auf die Seite der Frontisten schlug, und das, was Dumouriez in der Geschichte zur Unehre gereicht, ist nicht der Umstand, daß er, nachdem er Minister Ludwigs des Sechzehnten gewesen, für die Republik kämpfte, sondern vielmehr der Umstand, daß er zu Oesterreich überging.«

»Ja, das weiß ich Alles; nehmen Sie es aber mir nicht übel, wenn ich Sie in den Reihen zu sehen wünsche, in welchen ich kämpfe, und daß ich bedaure, Ihnen in den entgegengesetzten Reihen zu begegnen. Wenn ich selbst es bin, dem Sie begegnen, so haben Sie allerdings nichts zu fürchten und ich stehe Kopf um Kopf für Sie. Hüten Sie sich aber vor Leuten wie Acton, Nelson und Hamilton. Hüten Sie sich auch vor der Königin und deren Favoritin. Befinden Sie sich einmal in den Händen dieser Personen, so sind Sie verloren und ich werde nicht im Stande sein Sie zu retten.«

»Dem Menschen ist ein Los bestimmt und diesem kann er nicht entrinnen,« sagte Caracciolo mit jener Sorglosigkeit, welche den Leuten eigen zu sein pflegt, die der Gefahr so oft entronnen sind, daß sie nicht glauben,

die Gefahr könne Macht über sie haben. Welches das meine auch sei, so werde ich mich dareinfügen.«

»Nun,« fragte der Cardinal, »wollen Sie wenigstens bei mir speisen? Ich werde Ihnen die besten Fische vorsetzen, die hier in dieser Meerenge gefangen werden.«

»Ich danke Ihnen, bitte Sie aber, mir zu erlauben, Ihre gefällige Einladung abzulehnen und zwar aus zwei Gründen. Der erste ist, daß ich eben wegen jener lauen Freundschaft, welche der König mir erweist, und des unverhohlenen Hasses, womit die Anderen mich verfolgen. Sie, wenn ich Ihre Einladung annähme, compromittieren würde. Zweitens sagen Sie selbst, daß die Ereignisse, welche in Neapel vor sich gehen, ernst sind, und dieser Ernst verlangt meine Gegenwart. Ich besitze bedeutende Güter, wie Sie wissen. Man spricht von Confiscationsmaßregeln, welche, wie es heißt, die Republikaner in Bezug auf die Emigrierten in Anwendung zu bringen gedenken. Man könnte mich daher leicht für einen Emigrierten erklären und sich meiner Güter bemächtigen. So lange ich im Dienste des Königs stand und sein Vertrauen genoß, hätte ich es darauf ankommen lassen können; als abgesetzter, in Ungnade gefallener Staatsdiener jedoch müßte ich von Sinnen sein, wenn ich einem undankbaren Monarchen ein Vermögen zum Opfer brächte, welches unter allen Fürsten mir meine Unabhängigkeit sichern wird. Leben Sie daher wohl, lieber Cardinal, setzte der Fürst hinzu,

indem er dem Prälaten die Hand reichte, »und lassen Sie mich Ihnen alles Wohlergehen wünschen.«

»Ich werde in meinen Wünschen nicht ganz so weit gehen, Fürst,« antwortete der Cardinal. »Ich werde Gott blos bitten, Sie vor jedem Unglück zu bewahren. Leben Sie denn wohl und der Herr behüte Sie.«

Mit diesen Worten und nachdem sie einander herzlich die Hand gedrückt, verließen diese beiden Männer, welche jeder eine so gewaltige Individualität repräsentierten, einander, um sich nur unter den furchtbaren Umständen wiederzufinden, welche wir später zu erzählen haben werden.

Achtes Capitel.

Eleonora Fonseca Pimentel.

Am Abend desselben Tages, wo der Cardinal Ruffo sich von Francesco Caracciolo am Strande von Catona trennte, vereinigte der Salon der Herzogin Fusco die ausgezeichnetsten Personen von Neapel, welche sich zu den neuen Principien bekannten und für die seit acht Tagen proclamirte Republik und für die Franzosen, welche dieselbe gebracht, erklärt hatten.

Wir kennen schon so ziemlich sämtliche Beförderer dieser Revolution. Wir haben sie bei der Arbeit gesehen und wir wissen, mit welcher Mühe sie arbeiteten.

Dennoch haben wir noch die Bekanntschaft einiger anderen Patrioten zu machen, welche der Gang unserer Erzählung uns noch nicht vor Augen geführt hat, und welche es von uns undankbar wäre zu vergessen, da ja die Nachwelt ihnen ein so ruhmreiches Andenken bewahren wird.

Wir öffnen daher die Thür des Salons der Herzogin zwischen acht und neun Uhr, und wohnen kraft des jedem Romanschreiber verliehenen Vorrechtes, zu sehen, ohne gesehen zu werden, einer jener ersten Soiréen bei, wo

Neapel mit voller Lunge die frische Luft der Freiheit einathmete. Der Salon, in welchem die interessante Gesellschaft versammelt war, in deren Mitte wir jetzt den Leser einführen, besaß den Umfang, welchen die italienischen Architekten niemals vergaßen den vornehmsten Räumen ihrer Paläste zu geben.

Die al fresco gemalte Decke war durch in die Wand eingemauerte Säulen gestützt. Die Frescogemälde waren von Solimenes und hatten der Gewohnheit der damaligen Zeit zufolge mythologische Szenen zum Gegenstand.

Auf einer der schmälern Seiten des Raumes, welcher die Form eines länglichen Viereckes hatte, war eine kleine Bühne errichtet, auf welche man mittelst dreier Stufen hinaufgelangte und die gleichzeitig als Theater zur Darstellung kleiner Stücke und bei Bällen als Estrade für die Musik dienen konnte.

Am Piano standen drei Personen, von welchen die eine ein Notenblatt in der Hand hielt, plauderten oder studierten vielmehr die Noten und den Text, womit das Papier beschrieben war.

Diese drei Personen waren Eleonora Fonseca Pimentel, der Dichter Vincenzo Monti und der Maestro Domenico Cimarosa.

Eleonora Fonseca Pimentel, deren Namen wir schon mehrmals und zwar stets mit der Bewunderung, welche der Tugend gebührt, und der Achtung, welche dem

Unglück folgt, genannt, war eine Frau von dreißig bis fünfunddreißig Jahren, von mehr anziehendem als schönem Aeußern. Sie war groß, wohlgewachsen, hatte schwarze Augen, wie es einer Neapolitanerin von spanischer Abkunft zukommt, und ihre Geberden waren ernst und majestätisch, wie wenn eine antike Statue plötzlich Leben bekommen hätte. Sie war gleichzeitig Dichterin, Sängerin und Politikerin. Es lag in ihr etwas von der Frau von Staël, der Delphine Gay und der Madame Roland. In der Poesie wetteiferte sie mit Metastasio, in der Musik mit Cimarosa, in der Politik mit Mario Pagano.

In dem gegenwärtigen Augenblick studierte sie eine patriotische Ode von Vincenzo Monti, welche von Cimarosa in Musik gesetzt worden.

Vincenzo Monti war ein Mann von fünfundvierzig Jahren und der Nebenbuhler Alfieris, welchen er in Bezug auf Harmonie, Poesie und Eleganz des Ausdruckes übertraf. In seiner Jugend war er Secretär jenes beschränkten, unersättlichen Fürsten Braschi, des Neffen Pius des Sechsten, gewesen, welcher, um ihn zu bereichern, einen scandalösen Prozeß durchgeführt hatte. Vincenzo Monti hatte drei Trauerspiele geschrieben: »Aristodemes, »Cajus Gracchus« und »Manfredi«, dann ein Gedicht in vier Gesängen, »die Basvigliana«, dessen Gegenstand der Tod Basvilles war. Dann war er Secretär des Directoriums der cisalpinischen Republik, Professor

der Beredsamkeit in Paris und der schönen Wissenschaften in Mailand geworden.

Er hatte soeben die italienische Marseillaise gedichtet, zu welcher Cimarosa die Musik geliefert, und die Verse, welche Eleon-olra Pimentel jetzt mit Enthusiasmus las, weil sie ihren eigenen Gesinnungen entsprachen, waren die seinigen.

Dominici Cimarosa, welcher an dem Piano saß, auf dessen Tasten seine Finger zerstreut umherirrten, war in demselben Jahre geboren wie Monti, nie aber konnten zwei Männer, wenigstens in physischer Beziehung, verschiedener von einander ein, als der Poet und der Componist. Monti war lang und schlank, Cimarosa klein und dick; Monti hatte ein lebhaftes, durchdringendes Auge; Cimarosas weit hervortretende Augen dagegen waren kurzsichtig und ohne Ausdruck. Während man schon bei Montis Anblick sich sagen konnte, daß man einen Menschen höherer Art vor sich habe, ward dagegen bei Cimarosa das Genie, mit welchem er begabt war, durch nichts angedeutet, und kaum konnte man, wenn sein Name genannt ward, glauben, daß er der Mann sei, welcher mit neunzehn Jahren eine Laufbahn begann, die in Bezug auf Fruchtbarkeit und Berühmtheit fast der Rossinis gleichkommt.

Die bemerkenswertheste Gruppe nach dieser, welche übrigens die anderen beherrschte wie Apollo und die Musen den Parnaß bestand, aus drei Frauen und zwei

Männern.

Die drei Frauen waren drei der makellosesten von Neapel: die Herzogin Fusco, in deren Salon man sich hier befand und welche wir schon längst als die beste und intimste Freundin Luisas kennen, die Herzogin von Pepoli und die Herzogin von Cassano.

Wenn die Frauen von der Natur kein außergewöhnliches Talent, wie zum Beispiel Angelica Kaufmann für die Malerei, wie Frau von Staël für die Politik, wie George Sand für die Schriftstellerei, erhalten haben, so ist ihr schönster Ruhm der, keusche Gattinnen und tadellose Familienmütter zu sein. »Domum mansit, lanam fecit,« sagten die Alten. »Sie hütete das Haus und spann Wolle,« damit war Alles gesagt.

Wir werden demgemäß das Lob der Herzogin Fusco, der Herzogin von Pepoli und der Herzogin von Caffamo auf das beschränken, was wir bereits von ihnen gesagt.

Was dagegen den ältesten und bemerkenswerthesten der Männer betrifft, welche zu dieser Gruppe gehörten, so werden wir uns weitläufiger über ihn verbreiten.

Dieser Mann, welcher ungefähr sechzig Jahre zu zählen schien, trug das Costüm des achtzehnten Jahrhunderts in seiner ganzen Reinheit, das heißt kurze Beinkleider, seidene Strümpfe, Schnallenschuhe, eine lang herabreichende Weste, den classischen Frack Jean Jacques Rousseaus und wenn auch keine Perrücke, doch

wenigstens Puder im Haar. Seine sehr liberalen und sehr vorgeschrittenen Meinungen hatten in dieser Beziehung keinerlei Veränderung hervorgerufen.

Dieser Mann war Mario Pagano, einer der ausgezeichnetsten Advocaten nicht bloß Neapels, sondern ganz Europas.

Geboren war er in Brienza, einem kleinen Dorfe der Basilicata, und Schüler jenes berühmten Verojeti, welcher zuerst durch seine Werke den Neapolitanern einen politischen Horizont eröffnete, der ihnen bis dahin unbekannt gewesen. Er war der intime Freund Gaetanos Filangieri, Verfassers der Wissenschaft der Gesetzgebung, und von diesen beiden genialen Männern geleitet, war er eines der Lichter der Jurisprudenz geworden.

Wohllaut einer Stimme und die Milde seines Wortes hatten ihm den Beinamen des Plato der Campania erworben. Noch jung hatte er die »Criminalgerichtspflege« geschrieben, ein Buch, welches in alle Sprachen übersetzt worden und von der französischen Nationalversammlung einer ehrenvollen Erwähnung würdig erachtet ward.

Als die Tage der Verfolgung kamen, hatte Mario Pagano den Muth, die Vertheidigung Emanueles de Deo und seiner beiden Cameraden zu übernehmen.

Jede Vertheidigung aber war unnütz, und wie glänzend

die eine auch war, so hatte sie doch weiter keine Wirkung, als daß dadurch der Ruf des Redners und das Mitleid gesteigert ward, welches man den Schlachtopfern zollte, die er nicht hatte retten können.

Die drei Angeklagten waren im voraus verurtheilt und alle drei wurden, wie wir bereits mitgetheilt, hingerichtet.

Die über den Muth und die Beredsamkeit des berühmten Advocaten erstaunte Regierung begriff, daß er einer jener Menschen war, die man besser für sich als gegen sich hat. Pagano ward demgemäß zum Richter ernannt. Auf diesem neuen Posten bewahrte er jedoch eine solche Energie des Charakters und eine so unwandelbare Redlichkeit, daß er für die Vanni und Guidobaldi ein lebender Vorwurf ward. Eines Tages ward er, ohne daß man wußte weshalb, festgenommen und in einen gruftartigen Kerker geworfen, in welchem er dreizehn Monate zubrachte. In diesen Kerker fiel durch eine schmale Oeffnung ein einziger Lichtstrahl, welcher im Namen der Sonne zu sagen schien: »Verzweifle nicht, Gott sieht Dich.«

Bei dem Scheine dieses Strahles schrieb Mario Pagano eine »Abhandlung über das Schöne,« ein Werk, aus welchem eine heitere Ruhe athmet und welchem man mit leichter Mühe ansieht, daß es unter einem Lichtstrahl geschrieben worden.

Endlich ward er, ohne unschuldig erklärt zu werden,

damit die Staatsjunta fortwährend wieder die Hand nach ihm ausstrecken konnte, der Freiheit zurückgegeben, aber aller einer Aemter beraubt.

Wohl einsehend, daß er in diesem Lande der Ungerechtigkeit nicht länger leben konnte, war er über die Grenze gegangen und hatte sich nach Rom geflüchtet, wo soeben die Republik proclamirt worden.

Mack und Ferdinand aber waren ihm dicht auf dem Fuße dahin gefolgt, und er sah sich daher genöthigt, sich in die Reihen der französischen Armee zu flüchten. Jetzt war er nach Neapel zurückgekehrt, und Championnet, der seinen ganzen Werth kannte, hatte ihn zum Mitglied der provisorischen Regierung ernennen lassen.

Der Mann, mit welchem er jetzt sprach, war damals noch nicht so berühmt, als er es später durch seine berühmte Schrift über die Revolutionen von Neapel ward. Dennoch war er auch jetzt schon ein durch seine Redlichkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichneter Magistratsbeamter. Seine sehr lebhaft Conversation mit Pagano drehte sich um die Nothwendigkeit, in Neapel ein politisches Journal nach Art des französischen Moniteur zu gründen. Es war dies das erste Blatt dieser Art, welches in der Hauptstadt der beiden Sicilien erscheinen sollte. Der streitige Punkt war blos dieser: Sollten sämtliche Artikel unterzeichnet werden, oder im Gegentheil ohne Unterschrift erscheinen?

Pagano faßte die Frage vom moralischen Gesichtspunkte auf. Nach seiner Ansicht war nichts natürlicher, als daß man, sobald man einen Satz behauptete, denselben auch unterschreibe.

Cuoco dagegen meinte, durch strenge Beobachtung dieses Princips werde man eine Menge talentvoller Leute entfernt halten, welche, sobald sie wüßten, daß sie gezwungen sein würden, das, was sie schrieben, auch zu vertreten, aus Furchtsamkeit nicht mehr wagen würden, dem Journal der Republik ihre Mitwirkung zu leihen.

Championnet, welcher der Soirée beiwohnte, ward von Pagano aufgefordert, sich ebenfalls über diese wichtige Frage auszusprechen.

Er sagte, in Frankreich würden nur die *Artikel Verschiedenes und Wissenschaftliches* unterzeichnet, ebenso wie außerdem noch einige hervorragendere Leistungen, welche ihre Verfasser aus Eitelkeit nicht unter dem Schleier des Incognito an dem Publicum vorübergehen lassen wollten.

Championnets Meinung über diese Sache fiel um so schwerer in die Wagschale, als die Idee der Gründung eines solchen Journals von ihm ausgegangen war.

Man kam demgemäß überein, daß die Schriftsteller, welche ihre Artikel unterzeichnen wollten, dies thun könnten, während anderen, die ihr Incognito zu wahren wünschten, auch dies erlaubt sein sollte.

Es blieb nun noch immer die Frage übrig, wer zum Oberredacteur zu wählen sei. Es war, wenn man die Möglichkeit einer Restauration voraussetzte, eine mißliche Sache, Redacteur des parthenopäischen Moniteurs gewesen zu sein und konnte den Betreffenden leicht an den Galgen bringen.

Aber auch diesmal beseitigte Championnet die Schwierigkeit, indem er sagte, dieser Oberredacteur sei bereits gefunden.

Bei diesen Worten erwachte Cuoco's leicht empfindliches Nationalgefühl. Wenn dieser Oberredacteur durch Championnet vorgeschlagen ward, so mußte es nothwendig ein Ausländer sein, und so klug der würdige Magistratsbeamte auch war, so hätte er doch lieber seinen Kopf riskiert und seinen Namen am Fuße des amtlichen Blattes unterzeichnet, als hier den Namen eines Franzosen gesehen.

Uebrigens erschien die erste Nummer schon am nächstfolgenden Morgen. Während man sich stritt, ob der parthenopäische Moniteur mit den Namensunterschriften der Mitarbeiter versehen werden müsse oder nicht, ward das Blatt bereits gesetzt.

Um einen großen mit einem grünen Teppich gedeckten Tische herum, auf welchem Schreibmaterialien standen, saßen fünf oder sechs Mitglieder der Comités und redigierten Ordonnanzen, welche den nächstfolgenden

Morgen öffentlich angeschlagen werden sollten. Carlo Laubert führte dabei den Vorsitz.

Die Ordonnanzen, welche die Mitglieder der Comités redigierten, betrafen die königliche Schuld, welche als Nationalschuld anerkannt ward. Es wurden in dieselbe alle Plünderungen inbegriffen, welche der König im Augenblick seiner Abreise, sei es an den Privatbanken, sei es an den Wohlthätigkeitsanstalten, wie: dem Leihhaus, dem Waisenhospiz und dem Serraglio dei pover, hatte begehen lassen.

Dann folgte ein Dekret über die Unterstützungen, welche man den Witwen der Märtyrer der Revolution oder der Opfer des Krieges und den Müttern der Helden bewilligt, welche künftighin für das Vaterland sterben würden. Manthonnet war es, welcher dieses Decret redigierte, und nachdem er damit fertig war, schrieb er an den Rand des letzten Paragraphen die einfache Bemerkung:

»Ich hoffe, daß auch meine Mutter einst ein Recht auf diese Unterstützung haben wird.«

Dann folgte ein anderes Dekret über die Herabsetzung der Brod- und Maccaronipreise, über die Aufhebung des Eingangszolles auf Oel und des Handkusses unter Männern und des Titels Excellenz.

An einem besondern Tische redigierte General Dufresse folgende seltsame Ordonnanz in Bezug auf das

Theater:

»Der Generalcommandant des Platzes und der Castelle.

»Die Berichte, welche die Municipalität und die Directoren der verschiedenen Theater jeden Tag bei mir gegen die Militärs aller Grade einreichen, nöthigen mich, letztere an ihre Pflichten zu erinnern und sie in aller Form zu warnen. Nachdem diese Warnung einmal ertheilt worden, wird jeder, der, die Disciplin verachtend, sich selbst und zugleich das vergißt, was er der Gesellschaft schuldig ist, streng bestraft werden.

»Die Theater sind von jeher dazu bestimmt gewesen die Lächerlichkeiten, die Tugenden und die Laster der Nationen, der Gesellschaft und der einzelnen Personen zu veranschaulichen. Sie sind zu allen Zeiten ein Mittelpunkt der Vereinigung, ein Gegenstand der Achtung, ein Ort der Belehrung für die Einen, der harmlosen Erholung für die Andern, der Erholung für Alle gewesen. In Anbetracht dieser Erwägungen und seit der französischen Regeneration werden die Theater die Schule der Sitten genannt. Demzufolge wird jeder Militär oder jedes Individuum, welches in den Theatern die Ordnung stört, oder die Gebote des Anstandes vergißt, welcher das erste Gesetz der öffentlichen Orte sein muß – sei es nun durch übermäßige Beifalls- oder Mißfallsbezeugungen gegen die Schauspieler und Störung oder Unterbrechung der Vorstellung, gleichviel auf

welche Weise es geschehe – sofort festgenommen und durch die Wache des Buon governo nach dem Hause des Platzcommandanten geführt und hier je nach der Schwere des begangenen Fehlers bestraft werden.

»Jeder Militär oder jedes Individuum, welches trotz der von dem Obergeneral erlassenen Gesetze und Verordnungen über die Achtung der Person und des Eigenthums sich einen Platz anzumaßen sucht, welcher ihm nicht zukommt – wie dies jetzt alle Tage geschieht – wird ebenfalls vor den Platzcommandanten geführt werden.

»Jeder Militär und jedes Individuum, welches der Ordnung und dem bestehenden Gebrauch der Theater zum Trotz versuchen wird, die Schildwache zu umgehen und auf die Bühne oder in die Logen der Schauspieler einzudringen, wird ebenfalls festgenommen und vor den Platzcommandanten geführt werden. Der wachthabende Officier und der Adjutant-Major des Platzes sind beauftragt, die Ausführung dieses Reglements zu überwachen, und diejenigen, welche im Fall einer Ruhestörung die Urheber derselben nicht festnehmen lassen, sollen eben so betrachtet und bestraft werden, wie die Ruhestörer selbst.«

Als der General Dufresse mit diesem Reglement fertig war, gab er Championnet, der beim Scheine eines Candelabers ein Papier las, durch einen Wink zu verstehen, daß er seine Arbeit beendet habe und sie ihm

mitzutheilen wünsche.

Championnet unterbrach sich in seiner Lectüre, nähert sich Dufresse, hörte einen Rapport an und billigte ihn in jeder Beziehung.

Stolz auf diesen Beifall unterzeichnete Dufresse sein Reglement.

Championnet ersuchte ihn hierauf, ihm einen Augenblick Gehör zu schenken, und forderte sodann Velasco und Nicolino Caracciolo, die beiden Politiker, welche zusammen nicht mehr als dreiundvierzig Jahre zählten und während die ernsten Leute sich mit der Erziehung des Volkes beschäftigten, ihrerseits sich über die des Papageies der Herzogin Fusco unterhielten, auf, Schweigen zu gebieten.

Dies war keine sehr schwere Aufgabe. Durch eine Sanftmuth, durch seine Festigkeit, durch seine Achtung der Sitten, durch seine Liebe zur Kunst hatte Championnet sich die Zuneigung aller Classen erworben, und in Neapel, der vorzugsweise undankbaren Stadt, nennt heute noch ein gewisses durch die Zeit geschwächtes, aber dennoch immer noch wahrnehmbares Echo der Zeitgenossen durch fünf Generationen und zwei Drittheile eines Jahrhunderts hindurch seinen Namen.

Championnet näherte sich dem Kamine, stellte sich wieder in den von dem Candelaber verbreiteten Lichtschein, entfaltete das Papier, welches er im Begriffe

gewesen zu lesen, als Dufresse ihn unterbrochen, und sagte mit seiner wohl lautenden und gleichzeitig sonoren Stimme in vortrefflichem Italienisch:

»Meine Damen und meine Herren, ich bitte um Erlaubniß, Ihnen den ersten Artikel des parthenopäischen Moniteurs vorzulesen, welcher morgen Sonnabend den 4. Februar 1799 alten Styles erscheint. Ich bediene mich dieses Styles, weil Sie, wie ich glaube, sich noch nicht vollkommen an den neuen gewöhnt haben, denn sonst würde ich Sonnabend den 18. Pluviose sagen. Es ist der Probeabzug dieses Artikels, den ich in diesem Augenblicke aus der Druckerei erhalte. Wollen Sie ihn hören? Und da er in kurzen Worten der Ausdruck Aller sein wird, so wollen Sie dann Ihre Bemerkungen darüber, wenn Sie deren zu machen haben, mir mittheilen.«

Diese Ankündigung erweckte die lebhafteste Neugier. Wir haben schon gesagt, daß der Name des Oberredakteurs des Moniteur noch unbekannt war, und Alle waren begierig zu wissen, auf welche Weise er in dieser in Neapel vollständig unbekanntem Kunst der täglichen Publicität debutiren würde. Alle schwiegen daher, selbst Monti, selbst Cimarosa, selbst Velasco, selbst Nicolino, selbst ihr Zögling, der Papagei der Herzogin.

Championnet las hierauf mitten unter dem tiefsten Schweigen das nachstehende Programm:

»Freiheit Gleichheit.
Parthenopäischer Moniteur.
Nr. 1.

Sonnabend, am 18. Pluviose, Jahr VII
der Freiheit und der einen und
untheilbaren neapolitanischen Republik.

»Endlich sind wir frei!«

Ein Schauer durchrieselte die Versammlung und jeder war bereit mit lauter Acclamation diesen Ruf zu wiederholen, welcher sich allen edelmüthigen Herzen entrang und wodurch ein neues Organ der von Frankreich ins Leben gerufenen Principien der Welt seine Existenz verkündete.

Championnet fuhr, noch ehe diese Bewegung sich gelegt hatte, fort:

»Endlich ist der Tag erschienen, wo wir ohne Furcht die heiligen Namen der Freiheit und Gleichheit aussprechen können, indem wir uns als würdige Söhne der Mutterrepublik und als die würdigen Brüder der freien Völker Italiens und Europas proclamiren.

»Wenn die gestürzte Regierung ein unerhörtes Beispiel von blinder, unversöhnlicher Verfolgung gegeben hat, so ist dadurch die Zahl der Märtyrer des Vaterlandes bloß vermehrt worden. Dies ist Alles. Nicht ein einziger von ihnen hat im Angesicht des Todes auch nur einen Schritt

rückwärts gethan, alle haben vielmehr im Gegentheil das Schaffot mit ruhig heiterem Blick betrachtet und mit festem Schritt die Stufen desselben erstiegen. Viele sind mitten unter dem grausamsten Schmerzen taub geblieben gegen die Versprechungen von Straflosigkeit, gegen die Anerbietungen von Belohnungen, die man ihnen ins Ohr murmelte. Ihrem politischen Glauben treu standen sie in ihren Ueberzeugungen fest. Die schlimmen Leidenschaften, welche man seit so vielen Jahren durch alle möglichen Mittel der Verführung unter den unwissendsten Classen des Volkes verbreitet, welchem die Proclamationen und Belehrungen der Geistlichen die edelmüthige französische Nation in den schwärzesten Farben schilderten; die niedrigen Umtriebe des Generalvicars Francesco Pignatelli, bei dessen Namen schon sich das Herz empört, Umtriebe, welche den Zweck hatten, dem Volke glauben zu machen, daß die Religion abgeschafft, das Eigenthum gefährdet wäre, daß seine Frauen und Töchter geschändet, seine Söhne ermordet würden, haben leider das schöne Werk unserer Wiedergeburt mit Blut befleckt. Mehrere Gegenden haben sich erhoben, um die französische Garnison zu überfallen, und sind von den Kriegsgerichten verurtheilt worden. Andere haben, nachdem sie viele ihrer Mitbürger gemordet, sich bewaffnet, um sich der neuen Ordnung der Dinge zu widersetzen. Nach einem kurzen Kampfe haben sie sich genöthigt gesehen, der Gewalt zu weichen.

»Die zahlreiche Bevölkerung von Neapel, welche der Generalvikar durch seine Sbirren zu Haß und Meuchelmord aufreizen ließ, diese Bevölkerung widersetzte nach sieben Tagen blutiger Anarchie, nachdem sie das Eigenthum verwüstet und das Leben des redlichen Bürger bedroht, dritthalb Tage lang sich dem Einzuge der französischen Armee. Die Braven, aus welchen diese Armee bestand, waren sechsmal weniger zahlreich als ihre Gegner. Von den Dächern herab, aus den Fenstern, von der Höhe der Bastionen, in engen Gassen oder auf steilen Wegen niedergeschmettert, mußten sie das Terrain mehr noch durch den intelligenten Muth als durch die materielle Kraft Fuß um Fuß erobern. Dennoch aber dieser verthierten Rohheit und Grausamkeit das Beispiel der Tugend und Civilisation entgegensetzend, umarmte der großmüthige Sieger, so wie das Volk sich genöthigt sah, die Waffen niederzulegen, die Besiegten und verzieh ihnen.

»Einige tapfere Bürger, welche den intelligenten Sieg unseres wackeren Nicolino Caracciolo benutzten, der des berühmten Namens, den er trägt, in so hohem Grade würdig ist, einige tapfere Bürger, sagen wir, welche in der Nacht vom 20. zum 21. Januar in das Castell San Elmo eingedrungen waren, hatten geschworen, sich unter den Trümmern desselben zu begraben, aber die Freiheit, wenn auch aus der Tiefe ihres Grabes, zu verkünden. Sie hatten deshalb nicht blos in ihrem Namen, sondern auch im

Namen der andern Patrioten, welche die Umstände von ihnen fernhielten, den symbolischen Baum aufgerichtet.

»Im Laufe des 21. Januar, dieses ewig denkwürdigen Tages, sah man die unbesiegbaren Fahnen der französischen Republik heranrücken. Sie schwuren ihr Mitwirkung und Treue. Endlich am 23. ein Uhr Nachmittags hielt die Arme ihren siegreichen Einzug in Neapel. Welch' ein zauberhaftes Schauspiel war es dann, zwischen den Besiegten und Besiegern die Brüderlichkeit auf das Gemetzel folgen zu sehen und den braven General Championnet unsere Republik anerkennen, unsere Regierung begrüßen und durch zahlreiche, aufrichtig gemeinte Proclamationen einem Jeden die Ungestörtheit des Eigenthums und die Unverletzlichkeit seiner Person zusichern zu hören.«

Das Vorlesen, welches schon an einer früheren Stelle durch mehrstimmigen Beifallsruf unterbrochen worden, ward es jetzt durch ein einstimmiges Hurrah.

Der Verfasser hatte eine empfindliche, laut tönende Saite in den Herzen aller Neapolitaner berührt, nämlich die der Dankbarkeit des aufgeklärten Theiles der Bevölkerung gegen die französische Republik, welche durch so viele Gefahren hindurch und mit Hilfe unglaublicher und unverhoffter Erfolge dem Volke von Neapel die beiden Flammen brachte, welche von Gott selbst ausgehen, die Civilisation und die Freiheit.

Championnet bedankte sich für diesen Beifall mit seinem bezaubernden Lächeln und hob wieder an:

»Der verrätherische Einzug des gestürzten Despoten in Rom, seine schimpfliche Flucht nach Palermo auf englischen Schiffen, die Beladung dieser Schiffe mit öffentlichen und privaten Schätzen, mit der unseren Galerien und unseren Museen geraubten Beute, mit den Reichthümern unserer frommen Stiftungen, mit dem Geld unserer Banken, wodurch der Nation die letzten Hilfsmittel abgeschnitten worden – Alles ist jetzt bekannt.

»Bürger, Ihr kennt die Vergangenheit, Ihr seht die Gegenwart, an Euch ist es, die Zukunft zu bereiten und sicherzustellen.«

Die Verkündigung dieses Rufes der Freiheit, der nicht bloß aus dem Munde, sondern auch aus dem Herzen kam, diese patriotische Ansprache an die Bürger einer Stadt, wo bis auf diesen Tag die Brüderlichkeit ein unbekanntes Wort war, diese Hingebung an das Vaterland, dessen Märtyrer der Vergangenheit den Märtyrern der Zukunft mit ihrem Beispiel vorangegangen waren, alles dies steigerte noch mehr als der Werth des Inhalts selbst in Verbindung mit dem Nationalitätsgefühl, welches am Tage der Revolution in den Gemüthern erwacht, den Beifall bis zur Exaltation.

Diejenigen, welche den Artikel verlesen gehört, riefen

wie mit einer Stimme: »Der Verfasser!« und man sah nun die schöne, keusche, edle Eleonora Pimentel langsam und schüchtern die Stufen der Estrade herabsteigen und sich gleich der durch den Sieg beschützten Muse des Vaterlandes neben Championnet stellen.

Der Artikel war in der That von ihr geschrieben. Sie war jener unbekante Oberredacteur des parthenopäischen Moniteur. Eine Frau machte Anspruch auf die vielleicht todbringende Ehre dieser Redaction, für welche furchtsame Männer, obschon anerkannte Patrioten, die Wohlthat des Incognito verlangten.

Die Exaltation ging in Begeisterung über. Alle diese Patrioten, Richter, Gesetzgeber, Schriftsteller, Gelehrte, Officiere stürzten auf Eleonora mit jenem südlichen Enthusiasmus zu, der sich durch leidenschaftliche Geberden und laute Ausrufungen kundgibt.

Die Männer stürzten auf die Knie nieder, die Frauen näherten sich, indem sie sich tief verneigten. Es war der Erfolg Corinnas, welche auf dem Capitol die entschwundene Größe der Römer besingt, ein um so größerer Erfolg für Eleonora, weil es nicht die Größe der Vergangenheit war, die sie besang, sondern die Hoffnung der Zukunft.

Es scheint Regel zu sein, daß das Groteske sich stets mit dem Erhabenen mische, und so hörte man auch hier in dem Augenblicke, wo die dreifache Salve des Beifalls

verhallte, eine rauhe, seltsame Stimme, welche rief:

»Es lebe die Republik! Tod den Tyrannen!«

Es war die Stimme des Papageies der Herzogin Fusco. Er war, wie wir bereits erwähnt, Velasco's und Nicolino's Schüler. Er machte seinen Lehrern Ehre und zeigte, daß er ihren Unterricht zu benützen verstanden.

Er war jetzt zwei Uhr Morgens und diese komische Episode bildete den Schluß der Soirée. Ein Jeder rief nachdem er seinen Mantel umgeworfen, seine Leute und seinen Wagen, denn da alle diese Sansculotten, wie der König sie nannte, der Aristokratie des Reichthums oder der Wissenschaft angehörten, so besaßen sie auch, ganz im Gegensatz zu den französischen Sansculotten, Equipagen und Dienerschaft.

Nachdem die Herzogin von Fusco die Frauen umarmt, den Männern die Hand gedrückt und von Allen Abschied genommen, blieb sie allein in dem Salon, der, soeben noch erfüllt von Geräusch und Menschen, jetzt einsam und todt war. Sie ging stracks auf ein Fenster zu, vor welchem ein schwerer Vorhang von carmoisinrothem Damast herabfiel. Sie hob diesen Vorhang und dicht neben einander in der Brüstung dieses Fensters wie zwei Vögel in einem und demselben Nest, saßen Luisa und Salvato, welche mitten unter dieser ganzen Gesellschaft mit jener Ungezwungenheit, gegen welche in Italien Niemand etwas zu erinnern findet, sich isoliert hatten,

und Hand in Hand, Kopf an Schulter gelehnt, einander jene süßen Dinge sagten, welche, obschon mit leiser Stimme gesprochen, für das Ohr, welches ihnen lauscht, das Rollen des Donners übertäubt.

Bei dem Lichtschein, welcher jetzt in ihr zeither in traulichen Halbschatten gehüllt gewesenes Asyl drang, kehrten Luisa und Salvato wieder in das wirkliche Leben zurück, welches sie auf den vergoldeten Schwingen des Idealen verlassen, und wendeten, ohne ihre Stellung zu verändern, ihre lächelnden Augen auf die Herzogin ungefähr in der Weise, wie es von den ersten Bewohnern des Paradieses geschehen sein mag, als ein Engel des Herrn sie in der grünen Laube und mitten im Blumendickicht in dem Augenblicke überraschte, wo sie zum ersten Mal das Wort: »Ich liebe Dich!« ausgetauscht hatten.

Sie hatten sich gleich beim Beginn der Soirée hierher zurückgezogen und waren geblieben bis zum Ende. Von Allem, was gesprochen worden, hatten sie nichts gehört, ja sie ahnten nicht einmal etwas von dem, was vorgegangen. Montis Verse, Cimarosas Musik, Eleonora's Zeitungsartikel, Alles hatte sich an diesem Damastvorhange gebrochen, welcher ein unbekanntes Eden von der Welt trennte.

Als sie sahen, daß der Salon leer, daß die Herzogin allein war, begriffen sie blos Eines, nämlich, daß es Zeit sei, sich zu trennen.

Sie stießen einen Seufzer aus und murmelten gleichzeitig und mit demselben Tone:

»Morgen!«

Dann drückte Salvato tief bewegt, vor Liebe taumelnd, die Geliebte noch einmal an sein Herz, nahm Abschied von der Herzogin und entfernte sich, während Luisa, ihre Arme um den Hals der Freundin schlingend, gleich jener antiken Mädchengestalt, welche der Venus ihr Geheimniß anvertraut, der Herzogin die Worte ins Ohr murmelte:

»O wenn Du wüßtest, wie ich ihn liebe!«

Neuntes Capitel.

André Backer.

Als Luisa wieder die Schwelle der Verbindungsthür überschritt, traf sie Giovannina, welche sie auf dem Corridor erwartete.

In dem Gesichte der Dienerin lag jener Ausdruck von Freude, welche untergeordnete Personen empfinden, wenn die Gelegenheit erhalten, sich mit in das Privatleben ihrer Herrschaften zu mischen.

Luisa empfand in diesem Augenblicke gegen Giovannina eine Anwandlung von Widerwillen, die sie bis jetzt noch nicht empfunden.

»Was machst Du hier und was willst Du von mir?« fragte sie.

»Ich erwartete Sie, Signora, um Ihnen etwas von der größten Wichtigkeit mitzutheilen,« antwortete Giovannina.

»Und was ist dies?«

»Der schöne Bankier ist da.«

»Der schöne Bankier? Von wem sprichst Du?«

»Von Signor André Backer.«

»Von Signor André Backer? Wie kommt Signor André

Backer hierher?«

»Er kam im Laufe des Abends, es mochte gegen zehn Uhr sein. Er wünschte Sie zu sprechen. Ihren Befehlen gemäß weigerte ich mich erst ihn zu empfangen. Er bestand jedoch mit so großer Hartnäckigkeit darauf, daß ich ihm die Wahrheit sagte, nämlich daß Signora nicht zu Hause sei. Er glaubte, es sei dies blos ein Vorwand, und da er mich im Namen Ihres eigenen Interesse inständig bat, ihn nur einige Worte mit Ihnen sprechen zu lassen, so führte ich ihn im ganzen Hause herum, um ihm zu zeigen, daß Sie wirklich und wahrhaftig ausgegangen seien. Trotz aller seiner weiteren Bitten weigerte ich mich, ihm zu sagen, wo Sie wären, und er trat dann, ohne daß ich es verhindern konnte, in das Speisezimmer, setzte sich auf einen Stuhl und sagte, er würde Sie erwarten.«

»Da ich,« entgegnete Luisa, »durchaus keine Veranlassung habe, Signor André Backer um zwei Uhr Morgens zu empfangen, so kehre ich jetzt zur Herzogin zurück und werde nicht eher wieder zum Vorschein kommen, als bis Signor André Backer mein Haus verlassen hat.«

Und Luisa machte in der That eine Bewegung, um zu ihrer Freundin zurückzukehren.

»Signora!« rief eine bittende Stimme vom andern Ende des Corridors.

Luisas Erstaunen, wir wollen nicht sagen ihr Zorn,

denn ihr Taubenherz kannte dieses Gefühl nicht, verwandelte sich in unwilliges Befremden.

»Ah, Sie sind es, mein Herr!« sagte sie, indem sie entschlossen auf den jungen Mann zuging.

»Ja, Signora,« antwortete der junge Mann, sich tief neigend, mit dem Hut in der Hand und in der ehrerbietigsten Stellung.

»Sie haben wohl gehört, was ich soeben in Bezug auf Sie zu meiner Zofe sagte?«

»Ja, ich habe es gehört.«

»Aber da Sie beinahe mit Gewalt bei mir eingedrungen sind und wissen, daß ich Ihre Besuche mißbillige, wie kommt es dann, daß Sie noch hier sind?«

»Weil ich unbedingt mit Ihnen sprechen muß. Verstehen Sie, Signora?«

»Sie müssen unbedingt mit mir sprechen?« wiederholte Luisa im Tone des Zweifels.

»Signora, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, dieses Wort, welches seit dreihundert Jahren kein Mann unseres Namens und unseres Hauses leichtsinnig gegeben, ich gebe, sage ich, Ihnen mein Ehrenwort, daß Sie mich hören müssen, wenn Ihnen an der Sicherheit Ihres Vermögens und Ihres Lebens gelegen ist.«

Der Ton der Ueberzeugung, womit der junge Mann diese Worte aussprach, machte Luisa ein wenig wankend.

»Nun denn, auf diese Versicherung hin, Signor, werde

ich Sie morgen zu einer passenden Stunde empfangen.«

»Morgen, Signora, wird es vielleicht schon zu spät sein. Und übrigens, Sie sprechen von einer passenden Stunde – was verstehen Sie unter einer passenden Stunde?«

»Im Laufe des Tages, gegen Mittag zum Beispiel, oder auch Morgens ganz früh, wenn Sie wollen.«

»Am Tage würde man mich in Ihr Haus gehen sehen, Signora, und es kommt viel darauf an, Niemanden wissen zu lassen, daß Sie mich gesprochen haben.«

»Warum?«

»Weil mein Besuch eine große Gefahr zur Folge haben könnte.«

»Für mich oder für Sie?« fragte Luisa, indem sie zu lächeln versuchte.

»Für alle beide, antwortete der junge Bankier ernsthaft.

Es trat ein augenblickliches Schweigen ein. Der ernste Ton des nächtlichen Besuchers war nicht zu verkennen.

»Nach den Vorsichtsmaßregeln, welche Sie beobachten, hob Luisa wieder an, »scheint es mir, als sollte diese Unterredung ohne Zeugen stattfinden.«

»Ja, was ich Ihnen zu sagen habe, Signora, kann nur unter vier Augen gesagt werden.«

»Sie wissen aber doch, daß bei einer Unterredung unter vier Augen es etwas gibt, wovon es Ihnen verboten ist mit mir zu sprechen?«

»Wenn ich davon spreche, Signora, so wird es blos geschehen, um Ihnen begreiflich zu machen, daß ich nur Ihnen allein die Mittheilung machen kann, welche Sie hören werden.«

»Kommen Sie, Signor,« sagte Luisa.

André, der dicht an die Wand des Corridors trat, um Luisa vorbeizulassen, voranschreitend führte sie ihn in das Speisezimmer, welches Giovannina erleuchtet hatte. Sobald er hier eingetreten war, schloß sie die Thür hinter ihm.

»Wissen Sie gewiß, Signora,« sagte Backer, indem er sich rings umschaute, »daß uns hier Niemand belauschen und behorchen kann?«

»Es ist weiter Niemand da, als Giovannina, und Sie haben selbst gesehen, daß diese in ihr Zimmer gegangen ist.«

»Aber dennoch könnte sie hinter jener Thür oder hinter der des Schlafzimmers horchen.«

»Verschließen Sie beide Thüren, Signor, und lassen Sie uns in das Arbeitscabinet meines Gemahls gehen.«

Eben die Vorsicht, welche André Backer gebrauchte, damit das Gespräch nicht belauscht werde, beruhigte Luisa in Bezug auf den Gegenstand der Conversation vollständig. Der junge Mann würde nicht gewagt haben, dergleichen Vorsichtsmaßregeln zu verlangen, wenn er beabsichtigt hätte, mit ihr von einer Liebe zu sprechen,

welche schon so offen und freimüthig zurückgewiesen worden.

Die Thür des Cabinets blieb offen und die sorgfältig verschlossenen Thüren des Speisezimmers gaben Backer die Gewißheit, daß sie nicht belauscht werden konnten.

Luisa war auf einen Stuhl niedergesunken, stützte den Kopf auf die Hand und den Ellbogen auf den Tisch, an welchem sonst ihr Gemahl zu arbeiten pflegte.

Seit der Abreise des Chevalier war es jetzt das erste Mal, daß sie wieder in dieses Cabinet kam. Eine Menge Erinnerungen traten zugleich mit ihr ein und umlagerten sie.

Sie dachte an jenem Mann, der so vollkommen gut gegen sie gewesen und dessen Andenken gleichwohl so leicht und beinahe vollständig aus ihrem Herzen entschwunden war. Beinahe mit Schrecken ermaß sie den Umfang jener Liebe, welche die Salvato gewidmet, jener eifersüchtigen, ausschließlichen Liebe, die sich ihrer bemächtigt und so zu jagen aus ihrem Herzen jedes andere Gefühl verbannt hatte. Sie fragte sich, wie weit sie nun noch von vollständiger Untreue entfernt sei, und gewahrte, daß die zurückgelegte moralische Entfernung größer war als die materielle, welche ihr nun noch zurückzulegen übrig blieb.

André Backers Stimme schreckte sie aus dieser Betrachtung auf Sie hatte schon vergessen, daß er da war.

Durch eine Geberde lud sie ihn ein, Platz zu nehmen.
André verneigte sich, blieb aber stehen.

»Signora,« hob er an, »wie streng Sie mir auch verboten haben, Ihnen jemals wieder von meiner Liebe zu sprechen, so muß ich doch, damit Sie den Schritt, den ich bei Ihnen thue, und den Umfang der Gefahr, welcher ich mich dabei aussetze, verstehen, Ihnen begreiflich machen, wie tief, ehrerbietig und innig diese Liebe war.«

»Signor,« sagte Luisa, indem sie sich erhob, »wenn Sie auch von dieser Liebe anstatt in der gegenwärtigen in der vergangenen Zeit sprechen, so sprechen Sie nichtsdestoweniger von einem Gefühl, dessen Ausdruck ich Ihnen unbedingt untersagt habe. Ich hoffte, indem ich Sie zu dieser Stunde empfing und nachdem ich Ihnen mein Widerstreben zu erkennen gegeben, wenigstens, daß ich Sie nicht hieran zu erinnern brauchte.«

»Haben Sie die Güte mich anzuhören, Signora, und geben Sie mir Zeit, mich zu erklären. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Sie an diese Liebe erinnern muß, um Ihnen die Wichtigkeit meiner Mittheilung begreiflich zu machen.«

»Wohlan, Signor, so kommen Sie nun zu dieser Mittheilung.«

»Ich wünschte aber vorher, Signora, Sie zu überzeugen, daß diese Mittheilung von meiner Seite eine Thorheit, beinahe eine Verrätherei ist.«

»Dann, Signor, machen Sie mir diese Mittheilung nicht. Nicht ich habe Sie aufgesucht, nicht ich dringe in Sie.«

»Das weiß ich wohl, und ich sehe auch voraus, da Sie mir für das, was ich Ihnen sagen will, keinen Dank wissen werden. Doch gleichviel! Mein Verhängniß treibt mit vorwärts und mein Geschick muß sich erfüllen.«

»Ich warte, Signor,« antwortete Luisa.

»Wohlan, Signora, so wissen Sie denn, daß ein große Verschwörung im Gange ist, und daß eine neue sicilianische Vesper sich nicht bloß gegen die Franzosen, sondern auch gegen ihre Anhänger vorbereitet.«

Luisa fühlte sich von einem kalten Schauer überrieselt und ward sofort aufmerksam. Es war ja jetzt nicht mehr von ihr die Rede, sondern von den Franzosen und folglich von Salvato. Sein Leben war bedroht und diese Mittheilung des jungen Bankiers gab ihr vielleicht das Mittel an die Hand, dieses so theure Leben noch einmal zu retten.

Mit unfreiwilliger Bewegung und sich über den Tisch neigend, näherte sie sich dem jungen Mann. Ihr Mund war stumm, aber ihre Augen fragten.

»Darf ich fortfahren?«, fragte André Backer.

»Ja, fahren Sie fort,« entgegnete Luisa.

»In drei Tagen, das heißt in der Nacht vom Freitag zum Sonnabend, werden nicht bloß die zehntausend Mann

Franzosen, welche in Neapel und der Umgegend stehen, sondern auch, wie ich Ihnen schon gesagt habe, Alle, die zur Zahl ihrer Parteigänger gehören, niedergemetzelt werden. Zwischen zehn und elf Uhr Abends wird man die Häuser, in welchen das Blutbad stattfinden soll, mit einem rothen Kreuz bezeichnen und um Mitternacht soll das Morden beginnen.«

»Aber das ist ja entsetzlich und gräßlich, was Sie mir da sagen, Signor!«

»Nicht entsetzlicher als die sicilianische Vesper, nicht gräßlicher als die Bartholomäusnacht. Was Palermo gethan, um sich der Franzosen, und Paris, um sich der Hugenotten zu entledigen, das kann auch Neapel thun, um sich von den Republikanern zu befreien.«

»Und Sie fürchten nicht, daß ich die Kunde von diesem Vorhaben weiter verbreite?«

»Nein, Signora, denn Sie werden bedenken, daß ich Ihnen nicht einmal das Versprechen abverlangt habe, mein Geheimniß zu bewahren. Nein, Signora, Sie werden bedenken, daß eine Hingebung wie die meinige nicht durch eine Undankbarkeit vergolten werden darf. Nein, Signora, Sie werden bedenken, daß Ihr Name zu schön und zu rein ist, um durch die Geschichte an den Pranger des Verraths geschlagen zu werden.«

Luisa zuckte zusammen. Sie begriff in der That die Seelengröße und Hingebung des jungen Banquiers,

welcher ihr dieses Geheimniß ohne irgend welche Bedingung anvertraute.

»Entschuldigen Sie, Signor,« sagte Luisa, »wenn ich mich frage, was ich mit den Franzosen und den Anhängern der Franzosen zu schaffen habe – ich, die Gattin des Bibliothekars, ja noch mehr, des Freundes des Kronprinzen.«

»Das ist wohl wahr, Signora, der Chevalier San Felice ist aber nicht mehr hier, um Sie durch seine Gegenwart zu schützen, oder durch seine Loyalität zu decken, und lassen Sie mich Ihnen sagen, Signora, mit Schrecken habe ich gesehen, daß Ihr Haus zur Zahl derjenigen gehört, welche mit einem Kreuz bezeichnet werden sollen.«

»Mein Haus!« rief Luisa, indem sie sich erhob.

»Signora, ich begreife, daß das, was ich Ihnen sage, Sie in Erstaunen setzt, ja empört. Hören Sie mich aber zu Ende. In Zeiten wie die unsrigen, in Zeiten der Unruhe und des Sturmes ist Niemand gegen Argwohn und Verdacht gesichert, und übrigens wenn der Argwohn auch schläft, so sind doch stets die Denunzianten da, um ihn zu wecken. Wohlan, Signora, ich selbst habe eine Denunciation, die allerdings anonym, aber so genau war, daß ihre Echtheit nicht zu bezweifeln stand, in meinen eigenen Händen gehabt und mit meinen eigenen Augen gelesen.«

»Eine Denunciation?«, fragte Luisa erstaunt.

»Ja, eine Denunciation, Signora.«

»Eine Denunciation gegen mich?«

»Ja, gegen Sie.«

»Und was sagte diese Denunciation?« fragte Luisa unwillkürlich erbleichend.

»Sie sagte, Signora, daß Sie in der Nacht vom 22. zum 23. September des vergangenen Jahres einen Adjutanten des Generals Championnet in Ihr Haus aufgenommen hätten.«

»Ha!«, murmelte Luisa, indem sie fühlte, wie ihr der kalte Schweiß auf die Stirne trat.

»Die Denunciation behauptet weiter, dieser von Pasquale de Simone verwundete Adjutant sei durch Sie der Rache der Königin entzogen, durch eine albanesische Wahrsagerin, Namens Nanno, verbunden und bei Ihnen sechs Wochen lang verborgen gehalten worden; dann habe er, als Bauer aus den Abruzzen verkleidet, Ihr Haus blos verlassen, um sich zu dem General Championnet zurückzugeben, bei welchem er gerade zur rechten Zeit eingetroffen sei, um sich an der Schlacht von Civita Castellane zu betheiligen.«

»Wohlan, Signor,« sagte Luisa, »wenn dem auch so wäre, ist es wohl ein Verbrechen, einen Verwundeten aufzunehmen, einem Menschen das Leben zu retten, und muß man, ehe man den Balsam des barmherzigen

Samariters in seine Wunden träufelt, sich nach seinem Namen, seinem Vaterlande oder seiner Meinung erkundigen?«

»Nein, Signora; in den Augen der Humanität ist dies kein Verbrechen, wohl aber in den Augen der Parteien. Dennoch aber hätten die Royalisten Ihnen vielleicht verziehen, wenn Sie nicht später dadurch, daß Sie sämtlichen Soiréen der Herzogin Fusco beigewohnt, dieser Denunciation eine schwerere Bedeutung gegeben hätten. Die Abendgesellschaften der Herzogin Fusco, Signora, sind nicht blos Abendgesellschaften. Es sind vielmehr Clubbs, wo Projecte besprochen, Gesetze ausgearbeitet, patriotische Lieder gedichtet, in Musik gesetzt und gesungen werden. Sie, Signora, wohnen allen diesen Soiréen bei, und obschon man recht wohl weiß, daß dies aus einem ganz andern als einem politischen Beweggrund geschieht, so —»

»Nehmen Sie sich in Acht, Signor, Sie stehen im Begriff, den mir gebührenden Respekt aus den Augen zu setzen.«

»Davor bewahre mich Gott, Signora,« antwortete der junge Mann.

»Zum Beweise, daß dies nicht meine Absicht ist, werde ich das, was ich Ihnen noch zu sagen habe, knieend mittheilen.«

Und André Backer ließ sich wirklich auf ein Knie

nieder.

»Signora,« sagte er, »da ich weiß, daß Ihr Leben gefährdet ist, weil Ihr Haus zur Zahl der dem Messer der Lazzaroni Bezeichneten gehört, so bin ich gekommen, um Ihnen einen Talisman zu bringen, eben so wie ein Zeichen mitzutheilen, welches bestimmt ist, Sie zu schützen. Dieser Talisman, Signora, ist dieser.«

Mit diesen Worten legte er eine Karte, auf welcher man das Bild einer Lilie sah, auf den Tisch.

»Das Zeichen, fuhr er dann fort, »besteht darin, daß Sie den Daumen Ihrer rechten Hand an den Mund halten und sich in das erste Glied beißen.«

»Um mir dies zu sagen, brauchten Sie nicht erst niederzuknieen, Signor,« sagte Luisa mit einem Ausdrücke von Wohlwollen, welcher unwillkürlich ihr Gesicht erhellte.

»Nein, Signora, wohl aber um dessentwillen, was mir noch zu sagen übrig bleibt.«

»Nun, so sagen Sie es.«

»Es kommt mir nicht zu, Signora, in Ihre Geheimnisse einzudringen. Es ist daher nicht eine Frage, welche ich an Sie richte, sondern vielmehr ein guter Rath, den ich Ihnen gebe, und Sie werden sehen, daß dieser Rath nicht blos uneigennützig, sondern auch großmüthig ist. Man sagt nämlich, mit Recht oder Unrecht, daß dieser junge Adjutant des französischen Generals, dieser junge Mann,

dem Sie das Leben gerettet, von Ihnen geliebt werde.«

Luisa machte eine unwillkürliche Bewegung.

»Nicht ich sage dies; nicht ich glaube es. Ich will nichts sagen, ich will nichts glauben; ich will, daß Sie glücklich seien, weiter nichts. Ich will, daß dieses so edle, so keusche, so reine Herz nicht vom Schmerze gebrochen werde. Ich will, daß diese schönen Augen nicht Thränendes Jammers vergießen. Ich sage Ihnen daher blos, Signora, wenn Sie einem Mann, möge er sein, wer er wolle, mit schwesterlicher oder anderer Liebe zugethan sind und wenn dieser Mann als Franzose, als Patriot Gefahr läuft, wenn er unter irgend einem Vorwande die Nacht vom Freitage zum Samstage hier zubringt, so entfernen Sie diesen Mann, damit er durch seine Abwesenheit dem Blutbade entrinne, und damit ich – es soll dies meine Belohnung sein – mir sagen kann: »Ihr, die mich so viel hat leiden lassen, ihr habe ich einen Schmerz erspart.« Nun stehe ich wieder auf, Signora, denn ich habe gesprochen.«

Luisa fühlte, wie ihr angesichts dieser großen und doch so einfachen Selbstverläugnung die Thränen in die Augen traten und ihre Lider benetzten. Sie reichte André ihre Hand, welche dieser mit Begeisterung ergriff.

»Ich danke Ihnen, Signor,« sagte sie; »woher der Verrath kommt, kann ich nicht errathen, aber Ihnen kann ich sagen: Der Denunciant ist gut unterrichtet gewesen.

Nie habe ich irgend Jemanden mein Geheimniß anvertraut, Ihnen aber sage ich: »Ja, ich liebe, obschon mit einer mütterlichen, weil unermesslichen Liebe, einen Mann, dem ich das Leben gerettet. Als ich fühlte, wie diese Liebe mit der Gewalt einer unwiderstehlichen Leidenschaft sich meines Herzens bemächtigte, wollte ich fort von hier. Ich wollte Neapel verlassen, meinem Gemahl nach Sicilien folgen, nicht um einem unheilvollen Schicksal, einem tödtlichen Schicksal, welches mir prophezeit ist, zu entrinnen, sondern um dem Chevalier die Treue zu bewahren, die ich ihm versprochen, um meine Frauenehre unverletzt zu erhalten. Gott hat es nicht gewollt. Der Sturm trennte mich von meinem Gemahl, die Woge, die ihn hinwegtrug, warf mich an das Gestade zurück. Sie werden mir sagen, ich hätte, nachdem der Sturm vorüber war, das erste beste Schiff besteigen und meinem Gemahl nach Sicilien nachfolgen sollen. Hätte er es befohlen, oder hätte er es auch nur zu wünschen geschienen, so hätte ich es gethan. Da ich aber nicht dazu aufgefordert ward, so hatte ich auch nicht die Kraft dazu, sondern blieb. Sie sprachen von dem Verhängniß, welches Sie treibt, mir Ihr Geheimniß zu offenbaren. Wenn Sie Ihr Verhängniß haben, so habe auch ich das meinige. Folgen wir jedes der Richtung, in welcher das Schicksal uns treibt. Wohin auch das meinige mich führen möge, so wird es da, wo ich bin, ein dankbares Herz für Sie geben. Leben Sie

wohl, Signor. Selbst die grausamsten Martern werden mich nicht zwingen, Ihren Namen zu nennen, das verspreche ich Ihnen.«

»Und der Ihrige,« antwortete André Backer, indem er sich verneigte, »wird niemals aus meinem Herzen weichen, selbst nicht auf dem Blutgerüste, wenn ich dieses um Ihretwillen besteigen wüßte.«

Mit diesen Worten verneigte er sich abermals und entfernte sich, indem er die Karte mit der Lilie, welche ihr als Erkennungszeichen dienen sollte, auf dem Tische zurückließ.

Zehntes Capitel.

Luisa's Geheimnis.

Als Luisa sich allein sah, sank sie wieder auf ihren Stuhl zurück und verhielt sich, in einen Abgrund von Betrachtungen versinkend, still und unbeweglich.

Wer konnte vor allen Dingen jener verborgene, anonyme Feind sein, welcher von Allem, was in dem Hause vorging, so gut unterrichtet war und in einer an das royalistische Comité gerichteten Denunciation die geringsten Einzelheiten in Luisas Privatleben erwähnt hatte? Nur vier Personen kannten die in der Denunciation angeführten näheren Umstände.

Es waren dies der Doctor Cirillo, Michele der Narr, die Wahrsagerin Nanno und Giovannina die Zofe.

Der Doctor Cirillo! Von einem Verdachte gegen diesen konnte nicht im Entferntesten die Rede sein.

Michele der Narr hätte für seine Milchschwester das Leben gelassen.

Es blieben daher noch die Wahrsagerin Nanno und die Zofe Giovannina übrig.

Die Wahrsagerin Nanno hätte Salvato und Luisa zu einer Zeit denunciren können, wo diese Denunciation,

ihrem vollen Werthe nach, das heißt gut bezahlt worden wäre; sie hatte es aber nicht gethan.

Der Habgier konnte man die von Backer entdeckte Denunciation folglich nicht zuschreiben, sondern sie konnte nur eine Wirkung des Hasses sein.

Giovannina! Auf dieser mußte der Verdacht, wenn auch in unsicherer Weise, zuletzt haften bleiben.

Welchen Grund konnte Giovannina aber haben, ihre Herrin zu hassen? Luisa wußte keinen, dennoch aber hatte sie schon seit langer Zeit in der Laune ihrer Zofe Veränderungen bemerkt, welche, da sie sich dieselben nicht weiter erklären konnte, ihr als einfache Bizarrerien des Charakters erschienen waren.

Jetzt jedoch fielen ihr dieselben wieder ein und erweckten in ihr Zweifel, ohne ihr eine Erklärung zu geben. Sie hatte an Giovannina verstohlene Blicke, heimtückisches Lächeln, bittere Worte bemerkt und dies ganz besonders seit der Nacht, wo sie, Luisa, anstatt sich einzuschiffen, wieder nach Hause zurückgekommen war.

Diese Anzeichen von Unzufriedenheit waren seit dem Einzuge der Franzosen in Neapel und ganz besonders seitdem sie Salvato wiedergesehen, noch häufiger geworden.

In ihrer zu großen Verachtung der bescheidenen Stellung Giovannina's fiel es Luisa nicht im entferntesten ein, daß ihre Zofe Salvato lieben und eifersüchtig sein,

daß dieselben Leidenschaften, welche das Herz der vornehmen Dame bewegen, sich auch in dem Herzen der Bäuerin regen könnten.

Gleichwohl erhielt der Verdacht des Hasses von Seiten Giovannina's sich in Luisa, wenn dieser auch nicht die Ursache desselben bekannt war.

Sie ergriff die Karte mit der Lilie, steckte sie in den Busen, nahm den Leuchter selbst in die Hand, verließ das Cabinet des Chevalier, schloß die Thür desselben und begab sich in ihr Schlafzimmer.

In ihrem Schlafzimmer fand sie Giovannina, welche sich zur Nachttoilette bereithielt.

Eingenommen, wie sie jetzt gegen ihre Zofe war, erhaschte sie den Blick, womit diese sie bei ihrem Eintritt in das Zimmer empfing. Auf diesen böswilligen Blick folgte sofort ein freundliches Lächeln, aber dennoch war dasselbe nicht so rasch, daß in Luisa's Herzen nicht der erste Eindruck zurückgeblieben wäre.

Nina, welche von dem, was vorgegangen, keine Ahnung und folglich auch von dem Argwohn, der in dem Herzen ihrer Gebieterin keimte, keine Idee hatte, wollte ein Gespräch anknüpfen. Dieses Gespräch wäre, welche Umwege es auch genommen hätte, wenn Luisa es hätte fortdauern lassen, zuletzt sicherlich auf den Besuch, den sie so eben erst empfangen, gekommen; Luisa aber schnitt ihr kurz das Wort ab, indem sie erklärte, sie

bedürfe ihrer Dienste nicht.

Nina stutzte. Sie war nicht daran gewöhnt, in so schroffer Weise verabschiedet zu werden. Abermals heimtückisch vor sich hinlächelnd begab sie sich auf ihr Zimmer.

Der Besuch des jungen Bankiers gab ihr viel Stoff zum Nachdenken. Nachdem Luisa ihm das Haus verboten, hatte sie sich nicht bloß dazu verstanden, ihn um zwei Uhr Morgens zu empfangen, sondern diesen Empfang auch noch obendrein fern von den Blicken Aller, bei verschlossenen Thüren und in dem Cabinet des Chevalier stattfinden lassen.

Allerdings hatte sie der junge Mann anfangs mit strenger Miene begrüßt, nach seinem Weggange aber war sie nicht bloß gedankenvoller, sondern auch gerührter in ihr Zimmer zurückgekehrt. Man sah, daß ihre Augen, wenn auch nicht geweint, wenigstens die Feuchtigkeit der Thränen gefühlt hatten.

Wer hatte diese stolze Luisa zu sanfteren Gefühlen bewegen können?

Hatte die Liebe des schönen jungen Mannes endlich Gnade in ihrem Herzen gefunden und hatte dieses Herz neben der alten Liebe auch noch Platz für eine neue?

Dies konnte man unmöglich glauben, aber dennoch war das, was soeben geschehen, sehr außerordentlich.

Luisa hatte, wie wir bereits erwähnt, Giovannina's

bösen Blick bemerkt, sie hatte jedoch über etwas noch Ernsteres nachzudenken, als der Name des unbekanntenen Denuncianten war.

Sie mußte überlegen, welchen Gebrauch sie von diesem Geheimniß machen sollte, ohne den Mann, der es ihr anvertraut, zu compromittieren, oder mit anderen Worten, wie sie Salvato retten sollte, ohne Backer ins Verderben zu stürzen.

Vor allen Dingen mußte die Salvato sprechen. Diesen bekam sie aber niemals anders zu sehen, als des Abends bei der Herzogin. Hier war ihre Begegnung eine ganz natürliche, denn der Salon der Herzogin war, wie Backer gesagt hatte, ein förmlicher Club.

Nun aber wäre viel Zeit verloren gegangen, wenn Luisa erst drei Tage hätte warten wollen. Sie mußte daher Salvato zu sich rufen lassen, und eine Botschaft dieser Art konnte sie Niemanden weiter als Michele anvertrauen.

Sie streckte den Arm aus, um der Zofe zu klingeln, diese aber hatte sich wahrscheinlich schon zu Bett begeben. Luisa meinte daher, es sei einfacher, wenn sie sich selber in das Zimmer der Zofe verfügte und ihr den Befehl brächte, als wenn sie Nina nöthigte, sich denselben zu holen.

Das Zimmer der Zofe war von dem der Herrin nur durch den Corridor getrennt, welcher in das Haus der

Herzogin Fusco führte.

Ninas Zimmer war nur durch eine Glasthür geschlossen. Man sah, daß noch Licht im Zimmer brannte, und sei es nun, daß Luisa's Tritt zu leicht war, um von Nina gehört zu werden, sei es, daß die Beschäftigung, der sie sich gewidmet, ihre Gedanken ausschließlich in Anspruch nahm, kurz, als Luisa die Glasthür erreichte, sah sie durch den dünnen Mousselinvorhang hindurch, welcher das Glasfenster der Thür bedeckte, ihre Zofe an einem Tische sitzen und eifrig schreiben.

Da Luisa sich wenig darum kümmerte, an wen Giovannina schriebe, so öffnete sie ganz einfach und natürlich die Thür.

Ohne Zweifel aber lag Giovannina sehr viel daran, ihre Herrin nicht wissen zu lassen, daß sie schrieb, denn sie stieß einen schwachen Schrei der Ueberraschung aus und erhob sich, um sich zwischen Luisa und ihren Brief zu stellen.

Obschon sehr erstaunt, daß Nina um drei Uhr Morgens noch schrieb, anstatt sich niederzulegen und zu schlafen, richtete Luisa doch deswegen keine Frage an sie, sondern begnügte sich, zu ihr zu sagen:

»Ich möchte Michele heute Morgen so zeitlich als möglich sprechen. Setze ihn davon in Kenntniß.«

Dann machte sie die Thür wieder zu, zog sich in ihr

Zimmer zurück und stellte es ihrer Zofe frei, an ihrem Briefe weiterzuschreiben.

Man kann sich leicht denken, daß Luise sehr wenig schlief. Gegen sieben Uhr Morgens hörte sie Geräusch im Hause.

Es war Giovannina, welche aufstand und das Haus verließ, um den Auftrag ihrer Herrin zu vollziehen.

Es dauerte beinahe anderthalb Stunden, ehe Giovannina wiederkam. Allerdings brachte sie auch dann Michele gleich selbst mit. Ohne Zweifel war sie selbst gegangen, damit der Auftrag ihrer Herrin auch ordentlich ausgerichtet werde.

Gleich der erste Blick, welchen der Lazzarone auf Luisa warf, verrieth ihm, daß etwas Ernstes vorgegangen sei.

Luisa war gleichzeitig bleich und fieberhaft; ihre Augen waren von jenem bläulichen Ring umgeben, welcher Schlaflosigkeit verräth.

»Was ist Dir, Schwesterchen?« fragte Michele mit dem Ausdruck der Besorgniß.

»Nichts, antwortete Luisa, indem sie zu lächeln versuchte. »Ich muß bloß so schnell als möglich Salvato sprechen.«

»Das wird nicht sehr schwer sein, Schwesterchen. Ein Sprung von hier nach dem Palast Angri ist bald gethan.«

Salvato wohnte nämlich wirklich mit dem General

Championnet in der Toledostraße in demselben Palast, wo sechzig Jahre später Garibaldi wohnte.

»Nun dann geh,« sagte Luisa, »und komm schnell wieder.«

Michele that, wie er gesagt, nur einen Sprung; ehe er aber noch wiederkam, brachte ein Ordonnanzsoldat einen Brief von Salvato.

Dieser Brief lautete:

»Geliebte Luisa!

»Diesen Morgen um fünf Uhr habe ich von dem General Befehl erhalten, nach Salerno zu gehen und dort eine Colonne zu organisieren, welche ich nach der Basilicata schicken soll, wo, wie es scheint, einige Unruhen stattfinden. Ich glaube, diese Organisation wird mich, wenn ich dabei mit möglichster Beschleunigung zu Werke gehe, zwei Tage aufhalten und ich gedenke daher Freitag Abend wieder zurück zu sein.

»Wenn ich hoffen könnte, bei meiner Rückkehr das Fenster in dem Gäßchen offen zu finden, und wenn ich dann mit Dir ein Stündchen in dem *glücklichen Zimmer* zubringen könnte, so würde ich beinahe meine zweitägige Verbannung segnen, die mir eine so hohe Gunst verschaffen würde.

»Im Palast Angri habe ich Männer zurückgelassen, welche beauftragt sind, mir die an mich eingehenden

Briefe zu bringen. Ich erwarte deren mehrere, hoffe aber nur auf einen.

»Ha, anbetungswürdiger Abend, den ich gestern verlebt! O langweiliger Abend, den ich heute erleben werde!

»Auf Wiedersehen, meine schöne Madonna vom Palmbaume. Ich warte und ich hoffe.

»Dein Salvato.«

Luisa machte eine Geberde der Verzweiflung. Wen Salvato erst den Freitag Abend zurückkam, wie sollte j dann Zeit gewinnen, ihn vor dem nächtlichen Blutbad zu retten?

Sie konnte ja dann kaum noch Zeit haben, mit ihm zu sterben.

Der Soldat wartete auf Antwort.

Was sollte sie antworten? Sie wußte es nicht. In Salerno war die Verschwörung ohne Zweifel eben so organisiert wie in Neapel. Hatte André Backer nicht gesagt, daß sie in Neapel und in der Umgegend zum Ausbruch kommen würde?

Einen Augenblick lang glaubte sie wahnsinnig werden zu müssen.

Giovannina, welche unversöhnlich war wie der Haß, erinnerte sie wiederholt daran, daß der Bote auf Antwort warte.

Luisa ergriff eine Feder und schrieb:

»Geliebter Bruder!

»So eben habe ich deinen Brief empfangen. Unter allen anderen Umständen würde ich mich begnügt haben Dir zu antworten: »Du wirst dein Fenster offen finden und ich werde Dich in dem glücklichen Zimmer erwarten.« Jetzt muß Dich aber noch vor Ablauf von zwei Tagen sprechen. Ich werde heute Michele nach Salerno schicken. Er wird Dir einen Brief von mir bringen, den ich sofort schreiben werde, sobald ich meine Ideen ein wenig geordnet habe.

»Wenn Du dein Hotel oder den Palast der Intendanz, mit einem Worte das von Dir gewählte Quartier, wo Michele Dich suchen wird, verlässest, so sage dann, wo Du sein wirst, damit er Dich überall aufsuchen und treffen kann.

Deine Schwester

Luisa.«

Sie faltete diesen Brief zusammen, siegelte ihn zu und übergab ihn dem Soldaten.

Dieser begegnete, in dem Garten angelangt, dem rückkehrenden Michele.

Der ehemalige Lazzarone kam, um Luisa zu melden, was diese schon wußte, das heißt Salvatos Abwesenheit

und den von diesem zurückgelassenen Befehl, ihm seine Briefe nach Salerno nachzuschicken.

Luisa bat Michele, dazubleiben. Ohne Zweifel, sagte sie, würde sie ihm im Laufe des Tages einige wichtige Aufträge zu erteilen haben, ja ihn vielleicht selbst nach Salerno schicken.

Dann kehrte sie aufgeregter als je in ihr Zimmer zurück und schloß sich in dasselbe ein.

Michele, welcher gewohnt war, eine Milchschwester immer so ruhig zu sehen, drehte sich nach der Zofe herum.

»Was fehlt Luisa nur heute Morgen?« fragte er. »Hat vielleicht, seitdem ich vernünftig geworden bin, der Wahnsinn sich *ihrer* bemächtigt?«

»Das weiß ich nicht,« antwortete Giovannina. »Sie ist aber so seit dem Besuche, welchen Signor André Backer ihr in der vergangenen Nacht gemacht hat.«

Michele sah das boshafte Lächeln, welches Giovannina's Lippen umspielte. Es war nicht das erste Mal, daß er dasselbe bemerkte, diesmal aber hatte es einen solchen Ausdruck von Haß, daß er vielleicht eine nähere Erklärung verlangt hätte, als Luisa in einen Reisemantel gehüllt wieder aus ihrem Zimmer heraustrat. Ihr festeres, wenn auch nicht ruhigeres Gesicht lieh ihren Zügen den Ausdruck eines gefaßten Entschlusses, gegen welchen jeder Widerstand vergebens gewesen wäre.

»Michele,« sagte sie, »nicht wahr, Du kannst über deinen ganzen Tag verfügen?«

»Nicht blos über meinen ganzen Tag, sondern auch über meine ganze Nacht und meine ganze Woche.«

»Nun dann komm mit.«

Sich hierauf zu Giovannina wendend, setzte sie hinzu:

»Wenn ich diesen Abend nicht wiederkomme, so beunruhigt Euch deshalb nicht. Wartet aber die ganze Nacht auf mich.«

Dann forderte sie Michele durch eine Geberde auf, ihr zu folgen, und verließ ihm voranschreitend das Haus.

»Zum ersten Male in ihrem Leben hat Signora mich nicht Du genannt,« sagte Giovannina zu Michele. »Versuch zu erfahren, was der Grund davon ist.«

»Nun,« sagte der Lazzarone, »wahrscheinlich hat sie Dich lächeln gesehen.«

Und rasch ging er die Rampe hinunter, um Luisa einzuholen, welche ihn ungeduldig an der Thür des Gartens erwartete.

Die Transportmittel sind in Neapel sehr leicht und bequem, eben weil in dieser Beziehung kein öffentlich fest organisiertes System vorhanden ist.

Wenn man z.B. nach Salerno will und der Wind günstig ist, so setzt man in einem Boote über den Golf nimmt in Castellamare einen Wagen und ist in vierthab oder vier Stunden in Salerno,

Ist dagegen der Wind ungünstig, so nimmt man in Neapel auf dem ersten Platze, an der ersten Straßenecke oder Durchfahrt einen Wagen, umfährt den Golf über Resina, Portici, Terro del Greco, passiert über Cava das Gebirge und langt ungefähr in derselben Zeit in Salerno an.

Kaum auf dem Quai angelangt, erkundigte Michel sich nach dem Ziel der Reise, und als er hörte, daß dieses Ziel Salerno sei, fragte er, welchem Fortkommen seine Milchschwester den Vorzug gäbe.

»Dem raschesten,« antwortete Luisa.

Michele befragte mit den Augen den Horizont. Der Horizont war rein und versprach einen herrlichen Tag. In Neapel beginnt der Frühling im Januar und mit dem Frühling beginnen die schönen Tage.

Ein leichter sanfter Wind kräuselte die Fläche des Golfes, auf welchem man nach allen Richtungen hin eine Menge Gondeln, Tartanen, Felucken und andere Fahrzeuge hin- und hergleiten sah, deren Bestimmung man an ihrer Größe, eben so wie ihre Nationalität an ihrer Form oder an ihrem Segelwerk erkannte.

Michele schlug Luisa vor, den Seeweg zu wählen, und sie war ohne Widerspruch damit einverstanden.

Michele ging an den Strand der Mergellina hinab und unterhandelte. Für zwei Piaster bekam er die Barke auf vierundzwanzig Stunden.

Hätte man rudern müssen, so hätte die Barke das Doppelte gekostet. Man konnte aber mit dem bloßen Segel fahren und diese Ersparniß an körperlicher Anstrengung ward auf zwei Piaster veranschlagt.

Luisa stieg, in ihren Reisemantel gehüllt, welcher ihr Gesicht vollständig verdeckte, in die Barke und setzte sich auf Micheles vierfach zusammengelegten Mantel.

Das kleine dreieckige Segel ward gestellt und die Barke stieß ab, graziös und weiß wie eine Möve, welche ihre Schwingen ausbreitet.

Man kam dicht an der Spitze des Castells d'Uovo vorbei, auf welchem die dreifarbigte französische Fahne neben der dreifarbigen neapolitanischen Fahne flatterte, und durchschnitt in schräger Richtung den Golf, so daß das Kielwasser des Bootes die Sehne des Bogens bildete.

Die beiden Ruderer hatten Michele erkannt. Trotz seiner glänzenden Uniform, oder vielleicht eben deshalb, kam das Gespräch auf die Angelegenheiten des Augenblickes.

Michele war einer der eifrigsten Zuhörer von Michelangelo Ceccone, jenes guten patriotischen Priesters, welcher, von Cirillo abgesendet, dem durch Salvato verwundeten Sbirren die letzten Tröstungen der Religion gespendet hatte. Er hatte das Evangelium in den neapolitanischen Dialekt übersetzt und erklärte den Lazzaroni den Inhalt dieses Buches, die Quelle aller

Moral, die ihnen noch vollkommen unbekannt war.

Das empfängliche Gemüth des jungen Lazzarone ward sehr bald von dem demokratischen Geist durchdrungen, dessen göttlicher Hauch dieses erhabene Buch beseelt, und Proselyt der Revolution, versäumte er nie eine Gelegenheit, seinerseits ebenfalls Proselyten zu machen.

Sobald daher die Barke richtig im Gange war und die beiden Ruderer sie, nachdem sie den Horizont betrachtet, dem Nordwestwinde überlassen, richtete Michele das Wort an sie.

»Wohlan,« fragte er sie, indem er sich die Hände rieb, »Ihr seid nun wohl zufrieden, lieben Freunde, hoffe ich?«

»Zufrieden, womit?« fragte der älteste der beiden Ruderer, welcher sein Glück nicht mit demselben Maßstabe wie Michele zu messen schien.

»Nun, ohne Zweifel könnt Ihr jetzt überall in dem Golf, vom Pausilippo an bis zum Cap Campanella, fischen, ohne daß der Tyrann Euch daran verhindert?«

»Welcher Tyrann?«, fragte wieder der älteste Ruderer.

»Wie, Du fragst, welcher Tyrann? Welcher andere als Ferdinand ?«

»Wenn man in seinem Eigenthum fischt und Anderen verbietet, ebenfalls darin zu fischen, so ist man deswegen nach kein Tyrann, antwortete der jüngere Ruderer, welcher die Ansichten des älteren vollständig zu theilen schien.

»Wie, Du behauptet, das Meer gehöre dem König?«

»Allerdings behaupte ich das.«

»Wohlan, ich für meine Person behaupte, daß das Meer Dir, mir, der ganzen Welt gehört.«

»Da hast Du eine drollige Idee.«

»Ich kann sie Dir beweisen.«

»Nun, so laß den Beweis sehen.«

»Höre mich aufmerksam an.«

»Wir hören.«

»Das Land gehört den Reichen.«

»Dies gibt Du also zu?«

»Ja, und der Beweis, daß es ihnen gehört, liegt darin, daß es durch Mauern, Gräben, Grenzsteine oder sonstige Grenzen zwischen sie getheilt ist. Nun aber mache mir einmal das Vergnügen, mir die Grenzen, die Hecken und die Mauern des Meeres zu zeigen!«

Einer der beiden Ruderer wollte eine Bemerkung machen.

»Warte,« sagte Michele; »ich bin noch nicht fertig. Das Land muß, damit es Früchte trage, bearbeitet und besät werden. Das Meer dagegen bearbeitet sich ganz allein und befruchtet sich von selbst. Mögen wir daraus noch so viele Ernten an Schollen, Lampreten, Rochen, Hummern, Steinbutten, Wellen und Seezungen holen – je mehr wir deren holen, desto mehr sind da. Die Ernten folgen eine auf die andere, ohne daß man nöthig hätte, das Meer zu

düngen. Dies ist der Grund, aus welchem ich sage: Das Land gehört den Reichen, das Meer aber den Armen und Gott. Nun aber muß man ganz gewiß ein Tyrann und zwar ein abscheulicher Tyrann sein, wenn man den Armen das nimmt, was Gott ihnen gegeben, denn das Evangelium sagt: Wer den Armen gibt, der leihet dem Herrn!«

»Hm, hm!« sagte der beredteste der beiden Ruderer, einen Augenblick verlegen.

»Nun, antworte mir einmal hierauf,« sagte Michele, der schon den Sieg errungen zu haben glaubte.

»Wohlan, ja, ich antworte.«

»Und was antwortet Du?«

»Ich antworte, daß der König in Mergellina ein Haus hat.«

»Ja, das, worin er seine Fische verkaufte.«

»Er hat ferner in Neapel einen Palast, in Portici ein Schloß, in der Favorita eine Villa und alles dies am Rande des Golfes.«

»Nun, und was beweist dies?«

»Es beweist, daß, wo nicht das Meer, doch wenigstens der Golf ihm gehört. Haben wir vielleicht Schlösser am Rande des Golfes.«

»Ja,« wiederholte der zweite Ruderer, durch die Polemik des ersteren ermuthigt, »haben wir Schlösser am Rande des Golfes? Und Du vor allen Dingen mit deinen

schönen Kleidern, hast Du vielleicht deren? Antworte doch!«

»Aber, entgegnete Michele, »warum baut er dann nicht von der Spitze des Pausilippo bis zum Cap Campanella eine große Mauer mit großen Thüren, um die Barken und die Schiffe hindurchzulassen?«

»O, wenn er es sonst thun wollte, reich genug ist er dazu.«

»Ja, aber nicht mächtig genug, denn gleich bei dem ersten Sturme würde Gott, wenn er ihn auf diese Mauern losließe, dieselben über den Haufen werfen wie die von Jericho.«

»Man behauptete, es würden, sobald die Franzosen Herren von Neapel wären, sich unsere Umstände in jeder Beziehung bessern. Wie kommt es aber dann, daß das Brod und die Maccaroni gegenwärtig noch immer denselben Preis haben wie zu Zeit des Tyrannen?«

»Das ist allerdings wahr; die Municipalität hat aber ein Decret erlassen, welches vom nächstkünftigen 15. Februar an den Preis des Brodes und der Maccaroni billiger stellt, als er bis jetzt gewesen.«

»Warum erst vom 15. Februar an und nicht sogleich?«

»Weil der Tyrann sämtliche aus der Barberei angelangte mit Getreide beladene Schiffe an seine Freunde, die Engländer, hat verkaufen lassen. Man muß deshalb doch den anderen erst Zeitlassen, anzukommen.

Was müssen wir mittlerweile thun? Wir müssen ihn hassen, ihn bekämpfen und eher sterben, als unter seine Herrschaft zurückkehren. Haben die Franzosen nicht Alles gethan, was sie gekonnt haben? Haben sie nicht das Privilegium des Fischfangs abgeschafft? Kann nicht jetzt Jedermann in den Revieren des Königs fischen?«

»Ja, das ist wahr.«

»Und findet Ihr nicht Fische in Hülle und Fülle?«

»Allerdings läßt sich voraussetzen, daß er die schönsten und besten für sich gewählt hatte.«

»Haben die Franzosen nicht auch die Salzsteuer abgeschafft?«

»Das ist wahr.«

»Und die Oelsteuer?«

»Das ist auch wahr.«

»Und die Abgabe auf getrocknete Fische?«

»Ist ebenfalls wahr. Aber warum haben sie auch den Titel Excellenz abgeschafft? Was hat diese arme Excellenz ihnen gethan? Sie kostete ja Niemanden etwas.«

»Das haben sie wegen der Gleichheit gethan.«

»Was ist das die Gleichheit? Was wissen wir davon?«

»Das ist eben das Unglück, daß Ihr sie nicht kennt. Früher gab es Prinzen und Herzöge, gegenwärtig gibt es nur noch Bürger. Du bist Bürger so gut wie der Fürst von Maliterno, wie der Herzog von Rocca Romana, wie die

Minister, wie der Maire, wie die Municipalräthe.«

»Aber was nützt mir das?«

»Was Dir das nützt?«

»Ja, das frage ich eben.«

»Sieh mich einmal an.«

»Ich sehe Dich an.«

»Bin ich wohl gekleidet wie Du?«

»Nein, das ist durchaus nicht der Fall.«

»Wohlan, das ist eben die Gleichheit, Giambardella.

Die Gleichheit ist die Möglichkeit, daß man, obschon als Lazzarone geboren, doch Oberst werden kann. Früher wurden die vornehmen Herren schon im Mutterleibe zu Obersten ernannt. Bist Du vielleicht mit einem Pergamente in der Tasche und goldenen Treffen auf den Aermeln zur Welt gekommen? Hast Du unsere Frauen solche Kinder gebären sehen? Nein, dies geschah nur bei den Edelleuten. Ich bin jetzt Oberst, aber wem habe ich das zu danken? Nur der Gleichheit. Unter der Herrschaft der Gleichheit kannst Du Marinelieutenant und dein Sohn kann Capitän, dein Enkel General werden. «

Giambardella machte eine Geberde, welche Zweifel zu erkennen gab.

»Ehe es so weit kommt, wird wohl einige Zeit vergehen müssen,« sagte er.

»Ja wohl,« antwortete Michele, »denn man kann nicht Alles auf einmal verlangen. Der gute Gott selbst, der

doch allmächtig ist, hat die Welt in sieben Tagen geschaffen. Die gegenwärtige Regierung ist, wie man es nennt, eine provisorische; es ist noch nicht die Republik. Die Constitution, welche uns glücklich machen soll, wird erst noch festgestellt. Erst wenn dies geschehen ist, können wir je nach unserem Wohlbefinden oder unseren Leiden einen Vergleich zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit ziehen. Die Gelehrten, wie der Chevalier Felice, der Doctor Cirillo oder Signor Salvato, wissen, warum die Jahreszeiten wechseln. Wir Dummköpfe wissen blos, ob uns friert oder ob wir schwitzen. Wir haben unter dem Tyrannen noch ganz andere Leiden durchgemacht und dieselben, Gott sei Dank, überstanden. Vieles haben wir erlebt, Kriege, Pest, Hungersnoth, die Erdbeben ungerechnet. Die Gelehrten sagen, unter der Republik werden wir glücklich sein. Sie vereinigen sich und arbeiten für unser Bestes. Laffen wir ihnen Zeit, ihr Werk zu vollenden.«

Dann setzte er in salbungsvollem Tone hinzu:

»Wer rasch ernten will, säet Rettige und kann nach Verlauf eines Monats auch wirklich Rettige essen. Wer aber Brod will, der säet Getreide und wartet ein Jahr. So ist es auch mit der Republik. Sie ist das Getreide des Volkes. Warten wir geduldig, bis es wächst, und wenn es reif sein wird, dann werden wir ernten.«

»Amen!« sagte Giambardella, durch Michelles Beweisführung sehr wankend gemacht, wenn auch nicht

überzeugt. »Doch gleichviel, setzte er mit einem Seufzer hinzu, »so lange der Mensch arbeiten muß, um leben zu können, so lange wird er auch nicht vollkommen glücklich sein.«

»Ja,« sagte Michele, »darin liegt etwas Wahres, aber was hilft es? Wie es scheint, kann dies nicht anders sein, und der Beweis hierfür ist der, daß jetzt der Wind sich legt und Du genöthigt sein wirst, dein Segel zu reffen und uns bis nach Castellamare zu rudern.«

In der That war der Wind seit einigen Minuten immer schwächer geworden und das Segel klappte gegen den Mast. Die Bootführer holten es nieder, griffen zu ihren Rudern und begannen seufzend dieselben zu handhaben.

Zum Glück befand man sich auf der Höhe von Torre del Greco und nach dreiviertelstündigem Rudern landete man in Castellamare.

Nachdem Michele die Bootführer bezahlt, sah er sich nach einem Wagen um, und dann fuhr man weiter nach Salerno, wo man zwei Stunden später anlangte.

Vor der Intendanz machte der Wagen Halt. Hier zog Michele Erkundigungen ein und erfuhr, daß Salvato dieses Haus vor kaum einer halben Stunde verlassen habe, daß er ihn aber im Stadthause treffen würde.

Der Kutscher erhielt demgemäß Befehl, nach dem Stadthause zu fahren.

Salvato war in seinem Zimmer und hatte gesagt, daß,

wenn Jemand von Neapel käme, man denselben augenblicklich zu ihm führen sollte.

Es war augenscheinlich, daß er die Antwort auf den an Luisa geschriebenen Brief erhalten, und daß er Michele erwartete.

Als die Thür sich öffnete, erhob er sich daher rasch, um dem Boten entgegenzugehen.

Als er aber, anstatt wie er erwartete, einen Mann, eine Frau eintreten sah, stieß er einen Ruf der Ueberraschung, und dann als er Luisa erkannte, einen Ruf der Freude aus.

Seine erste Bewegung war, auf Luisa zuzueilen, sie an sein Herz und seine Lippen auf die ihrigen zu drücken.

Nun war es an Luisa, einen Ruf des Erstaunens und des Glückes auszustoßen. Noch nie hatte sie sich so vollständig den Armen ihres Geliebten hingegeben gesehen, und unter der Flamme dieses Kusses hatte sie ein so gewaltig wollüstiges Gefühl empfunden, daß dieses nur an den Schranken des Schmerzes stehen geblieben war.

Michele hatte die Schwelle der Thür nicht überschritten. Ohne gesehen worden zu sein, zog er sich auf den Fußspitzen zurück und blieb in dem Zimmer, aus welchem man in das der beiden Liebenden gelangte.

»Du! Du!« rief Salvato; »Du bist selbst gekommen?«

»Ja, ich selbst, mein geliebter Salvato, denn kein auch noch so gewandter Bote und kein noch so eiliger Brief

hätten mich ersetzen können.«

»Du hast Recht, geliebte Schwester. Wer könnte, wäre er auch der Engel der Liebe selbst, deine gesegnete Nähe ersetzen? Wären wohl alle Flammen der Erde zusammengenommen im Stande, einen Sonnenstrahl zu ersetzen? Indessen welchem Umstand habe ich ein solches Glück zu verdanken? Du weißt, theure Luisa, daß ich mich von deiner Gegenwart nicht eher wirklich überzeugen kann, als bis ich die Ursache kenne, welche Dich hierher führt.«

»Du willst wissen, was mich herführt, Salvato?« entgegnete Luisa. »Höre wohl, was ich sage. Was mich hierher führt, ist nichts Anderes als die Gewißheit, daß Du mir nicht eine Bitte abschlagen wirst, die ich auf meinen Knien an Dich richten will, eine Sache, an welcher mein Leben hängt. Du wirst mir diese Bitte bewilligen, ohne wissen zu wollen, warum ich sie an Dich stelle, und wenn ich Dir sage: thue das! so wirst Du es blindlings thun – ohne Widerspruch, ohne Verzug, augenblicklich.«

»Und Du thust wohl daran, auf meinen Gehorsam zu rechnen, Luisa, sobald Du von mir nichts verlangt, was meiner Pflicht oder meiner Ehre widerstreitet.«

»Ha! ich ahnte wohl, daß Du mir einen Einwurf von dieser Art entgegenhalten würdest. Gegen deine Pflichten, gegen deine Ehre! Hast Du nicht bis auf den

heutigen Tag stets deine Pflicht, ja mehr als deine Pflicht gethan? Hast Du deine Ehre nicht so hoch gestellt, daß kein Angriff sie erreichen kann ? Es handelt sich hier aber nicht um deine Ehre, es handelt sich nicht um deine Pflicht. Es handelt sich einfach darum, zu wissen, ob Du mir in einer Sache, wo es mein Leben gilt, blindlings gehorchen willst.«

»Dein Leben! Welche Gefahr kann deinem Leben drohen?«

»Glaubst Du an mich, Salvato?«

»Ja, wie ich an den Engel der Wahrheit glauben würde.«

»Nun gut, dann thue, was ich Dir sagen werde – ohne Widerspruch und ohne Widerstreben.«

»Sprich!«

»Bitte deinen General heute noch, Dich mit einem Auftrage, welcher Dich noch vor Freitag Abends aus dem Königreiche entfernt, irgendwohin, zum Beispiel nach Rom zu senden.«

Salvato betrachtete Luisa mit dem Ausdruck des tiefsten Erstaunens.

»Ich sollte eine Mission verlangen, welche mich aus dem Königreiche entfernt, das heißt, welche mich von Dir trennt?« antwortete Salvato. »Weshalb willst Du mich fern von Dir wissen?«

»Höre mich an, mein Salvato. Dich niemals zu

verlassen, Dich fortwährend vor Augen zu haben, ewig an deiner Seite weilen zu können, dies wäre der innigste Wunsch meines Herzens, das Glück meines Lebens. Es gibt aber einmal geheimnißvolle und absolute Dinge, welchen man gehorchen muß. Glaube mir, wenn ich Dir sage: wir sind von einem großen Unglück bedroht. Erspare uns dieses Unglück dadurch, daß Du Dich entfernt.«

»Ein Unglück, welches uns bedroht, sagt Du, denn wie mir scheint, meine geliebte Luise, sprichst Du nicht bloß von mir, sondern auch von Dir.«

»Von mir und von Dir, Salvato, obschon die Gefahr für mich noch drohender ist als für Dich.«

»Kommt das Unglück, welches uns droht, von Sicilien?« hob Salvato wieder an. »Hat der Chevalier San Felice Argwohn geschöpft und kehrt er nach Neapel zurück?«

»Der Chevalier hegt keinen Argwohn und kommt nicht nach Neapel zurück. Wenn der Chevalier Verdacht hätte und mir denselben zu erkennen gäbe, so würde ich bei dem ersten Worte, welches er hierüber spräche, mich ihm zu Füßen werfen und sagen: »Verzeihe mir, mein Vater! Eine unwiderstehliche Liebe, ein unabwendbares Verhängniß hat mich zu diesem Manne hingezogen. Ich liebe ihn mehr als mein Leben, denn ich liebe ihn mehr als meine Pflicht. Jenes Unglück, welches Du in deiner

unendlichen Weisheit am Sterbebett meines Vaters vorausgesehen, dieses Unglück ist eingetroffen. Verzeihe mir, verzeihe uns!« Und er würde uns verzeihen. Nein, die Drohung, von der ich spreche, ist weit schrecklicher und kommt nicht von dieser Seite.«

»Aber woher kommt sie dann sonst? Sag' es mir. Und anstatt vor ihr zu fliehen wie ein Kind, wird man ihr die Spitze bieten wie ein Mann und wie ein Soldat.«

»Du kannst dieser Gefahr nicht die Spitze bieten. Du kannst sie nicht bekämpfen. Dies ist eben dein Unglück. Du kannst ihr bloß ausweichen und zwar nur dadurch, daß Du blindlings thut, was ich Dir befehle.«

»Theure Luisa, gestatte meiner Vernunft, daß sie sich gegen meine Liebe empöre. Ich würde selbst nicht vor einer Gefahr fliehen, die ich kenne, wie viel weniger werde ich es daher vor einer solchen thun, die mir unbekannt ist.«

»Ha, das ist es eben, was ich fürchtete. Der Dämon des Stolzes flüstert Dir zu: »Füge Dich nicht! Wenn ich nun aber im voraus Kenntniß von einem Erdbeben, welches Dich verschlingen, von einem Gewittersturm, dessen Blitzstrahl Dich treffen könnte, hätte, würde ich dann, wenn ich zu Dir sagte: Entfliehe dem Erdbeben, weiche dem Ungewitter aus, Dir etwas rathen, was deiner Pflicht oder deiner Ehre zuwiderliefe?«

»Allerdings, wenn ich von meinem General einen

Posten angewiesen erhalten hätte, und ich denselben aus Furcht vor einer eingebildeten oder wirklichen Gefahr verließ.«

»Wohlan, Salvato, wenn meine Bitte nun eine andere Form annähme, wenn ich zu Dir sagte: »Ich muß eine unumgänglich nothwendige Reise nach Rom machen; ich fürchte mich aber, allein und ohne Schutz die Gegenden zu passieren, in welchen wilde Räuberbanden hausen, bitte deinen General um Erlaubniß, eine Schwester, eine Freundin begleiten zu dürfen – würdest Du dann Dir diese Erlaubniß nicht erbitten?«

»Warte, bis das, was ich hier zu thun habe, beendet ist, und ich verspreche Dir, Sonnabend Morgen den General um acht Tage Urlaub zu bitten.«

»Sonnabend Morgen! das ist zu spät! Ach, mein Gott, stehe mir bei! Was soll ich thun, was soll ich sagen, um ihn zu bestimmen?«

»Etwas ganz Einfaches, meine Luisa. Unterrichte mich von deinen Befürchtungen, sage mir, was Dich veranlaßt meine Abwesenheit zu wünschen, und laß mich die Frage beurtheilen. Dann bist Du sicher, mich nicht auf einen falschen Weg zu führen, auf welchem meine Ehre sich verirren könnte.«

»Das ist es ja eben, was mich selbst in eine schiefe Stellung versetzt; das ist es, warum Du zögert, warum Du zweifelt. Auch ich besitze, obschon Frau, meine Ehre, als

redlicher Mensch, wenn ich so sagen darf. Man hat mir eine vertrauliche Mittheilung gemacht und ich habe versprochen, ich habe geschworen, ich habe mir selbst feierlich gelobt, den Namen dessen, welcher mir diese Mittheilung gemacht, nicht zu nennen, denn sein Vertrauen zu mir ist so grenzenlos, daß er, obschon er sein Leben in meine Hände gegeben, keine Bürgschaft von mir verlangt hat.«

»Aber wie kommt es, daß Du mir gestern Abend nichts davon sagtest?

»Gestern Abend wußte ich es noch nicht.«

»Dann,« sagte Salvato, indem er Luisa scharf ins Auge faßte, »dann ist Dir diese vertrauliche Mittheilung, über welche Du Dich näher aussprechen kannst, von jenem jungen Manne gemacht worden, welcher Dich in deiner Wohnung erwartete und dieselbe erst um drei Uhr heute Morgen verlassen hat.«

Luisa ward bleich.

»Wer hat Dir das gesagt, Salvato?« fragte sie.

»Dann ist es also wahr?«

»Ja, es ist wahr. Ist es aber möglich, mein geliebter Salvato, daß Du, nachdem Du mich verlassen, meine fernerweiten Schritte belauscht hast?«

»Was, ich sollte Dich belauschen? Ich sollte einem Engel gegenüber die Rolle eines Eifersüchtigen spielen? Davor bewahre mich Gott, denn es wäre nicht blos eine

Thorheit, sondern geradezu eine Niedrigkeit. Meine Luisa kann empfangen, wen sie will und zu welcher Stunde es sei, ohne daß jemals, wenigstens von meiner Seite, auch nur ein Hauch von Argwohn den reinen Spiegel ihrer Keuschheit trübe. Nein, ich habe nicht gesucht, etwas zu sehen und ich habe auch nichts gesehen. Ich empfing bloß eine Viertelstunde vor deiner Ankunft hier durch einen der Boten, den ich zurückgelassen, um mir meine Correspondenz zu bringen, diesen Brief. Ich las ihn eben, als Du eintratest, und ich fragte mich, welches verworfene Gemüth zwischen mich und Dich den bitteren Samen des Zweifels und des Argwohns streuen zu wünschen könne.«

»Einen Brief?« fragte Luisa.

»Du hast einen Brief erhalten?«

»Ja, hier ist er; lies selbst.«

Und in der That bot Salvato seiner geliebten Luisa einen Brief, welcher augenscheinlich von einem jener Menschen geschrieben war, welche ihre Feder der Liebe eben so weihen wie dem Haß und welche zur Förderung ihrer schwarzen Anschläge anonyme Denunzianten suchen.

Luisa las den Brief. Er lautete folgendermaßen:

»Signor Salvato Palmieri wird hiermit benachrichtigt, daß Signora Luisa San Felice bei ihrer Rückkehr von der Herzogin Fusco in ihrer Wohnung einen schönen und

reichen jungen Mann angetroffen, mit welchem sie bis drei Uhr Morgens bei verschlossenen Thüren verkehrt hat.

»Dieser Brief kommt von einem Freunde, welchem es leid thut, Signor Salvato Palmieri sein Herz einer Unwürdigen schenken zu sehen.«

Luisa erblickte wie beim Schein eines Blitzes auf einmal wieder die in ihrem Zimmer schreibende Giovannina, welche sich erhob, um ihr zu verbergen, was sie geschrieben.

Dennoch aber verbannte sie sofort wieder den Gedanken, daß dieses junge Mädchen, welches ihr so viel verdankte, sie verrathen könne.

»Dieser Brief enthält kein Wort, welches nicht wahr wäre, mein Freund,« hob Luisa an.

»Zum Glück hat aber, sei es nun, daß die Person, welche ihn geschrieben, den Namen des Mannes, den ich empfangen, nicht weiß, oder sei es, daß sie ihn nicht hat nennen wollen, Gott erlaubt, daß dieser Name nicht hier steht.«

»Und warum, theure Luisa, glaubst Du, daß dies eine Fügung Gottes sei?«

»Weil, wenn dieser Name hier geschrieben stünde, ich in den Augen dieses Unglücklichen, welcher sein Leben für mich gewagt, ein Weib ohne Glauben, ohne Ehre, mit einem Worte eine Verrätherin wäre.«

»Du sprichst die Wahrheit, Luisa,« entgegnete Salvato mit düsterer Miene, »denn wenn der Name hier stünde, so wäre ich nach dem, was ich jetzt errathe, verpflichtet, den General von Allem in Kenntniß zu setzen.«

»Und was erräthst Du?«

»Daß dieser Mann, aus irgend einen Beweggrund, den ich nicht zu ermitteln suche, Dir eine Verschwörung offenbart hat, welche mein Leben, das Leben meiner Cameraden, die Sicherheit der neuen Regierung bedroht, und daß Du deswegen in deiner hingebenden Unüberlegtheit mich entfernen, mich dem Bereich der Verschwörer entziehen wolltest. Deshalb wolltest Du mir die Gefahr, die ich fliehen sollte, nicht offenbaren, denn eine solche Gefahr würde ich nicht fliehen.«

»Wohlan, Du hast recht gerathen, Geliebter, und ich will Dir Alles sagen, ausgenommen den Namen des Mannes, welcher mich gewarnt hat. Dann wirst Du, der Mann von Ehre, der scharfsinnige Geist, das loyale Herz, mir rathen, was ich thun soll.«

»Sprich, geliebte Luisa, sprich, ich höre Dich. O, wenn Du wüßtest, wie innig ich Dich liebe! Sprich, sprich! An meiner Brust, an meinem Herzen!«

Luisa stand einen Augenblick mit zurückgeworfenem Haupt, geschlossenen Augen und halbgeöffneten Lippen da, während die Arme des jungen Mannes sie umschlungen hielten. Dann rief sie, indem sie sich wie

aus einem wonnigen Traum aufrüttelte:

»O, mein Freund, warum ist uns nicht vergönnt, so zu leben, fern von den politischen Unruhen, fern von den Revolutionen, fern von den Verschwörern! Wie wonnevoll müßte ein solches Leben sein! Gott will es aber nicht. Unterwerfen wir uns daher ihm.«

Luisa stieß einen Seufzer aus, fuhr sich mit der Hand über die Augen und jagte dann:

»Es ist, wie Du gesagt hat, mein Freund. O, warum hat jener Mann mir diese vertrauliche Mittheilung gemacht! Wäre es nicht besser gewesen, wenn wir mit einander gestorben wären?«

»Erkläre Dich, meine geliebte Luisa.«

»In der Nacht vom Donnerstag zum Freitag soll eine reactionäre Verschwörung zum Ausbruch kommen. Sämtliche Franzosen, alle Patrioten, deren Häuser während des Abends bezeichnet worden, sollen im Laufe der Nacht niedergemetzelt werden, mit Ausnahme derjenigen, welche ihre Karte vorzeigen und durch diese Geberde sich zu erkennen geben.«

Und Luisa zeigte Salvato die Karte mit der darauf abgebildeten Lilie und machte die ihr von André gelehrt Geberde.

»Eine Karte mit einer Lilie!« wiederholte Salvato, »und sich in das erste Glied des Daumens beißend!« (Dies waren, wie man sich erinnern wird, die

Rettungszeichen)« Diese unglücklichen, welche man der Sklaverei entreißen will, und welche gleichwohl um jeden Preis Sklaven bleiben wollen!«

»Wohlan, jetzt, wo ich Alles erzählt habe,« sagte Luisa, indem sie sich auf die Knie des jungen Mannes herabgleiten ließ, »was soll ich thun? Denke nach und rathe mir!«

»Langes Nachdenken ist nicht nöthig, geliebte Luisa,« antwortete Salvato. »Vertrauen muß durch Vertrauen erwidert werden. Dieser Mann hat Dich retten wollen.«

»Aber Dich auch, denn er weiß Alles, deine Verwundung, die Sorgfalt und Pflege, welche ich Dir gewidmet, dein sechswöchentliches Verweilen in dem Hause der Herzogin. Er kennt unsere beiderseitige Liebe und er sagte zu mir: »Retten Sie ihn zugleich mit.«

»Ein Grund mehr, um, wie ich Dir sagte, Vertrauen durch Vertrauen zu erwidern. Dieser Mann hat uns retten wollen – retten wir ihn.«

»Aber auf welche Weise?«

»Dadurch, daß wir zu ihm sagen: Ihr Complot ist entdeckt, der General Championnet ist unterrichtet. Da, wo Sie ein leichtes Morden zu finden glauben, werden Sie einen verzweifelten Widerstand finden. Sie werden die Straßen von Neapel vergebens mit Blut überschwemmen. Entsagen Sie Ihrem Complot und suchen Sie schnell das Ausland zu gewinnen. Folgen Sie

selbst dem Rath, den Sie uns gegeben.«

»Es ist die Ehre selbst, welche aus deinem Munde spricht, mein Salvato. Ich werde thun, was Du mich thun heißest. Aber horch!«

»Was gibt's?«

»Es war mir, als hörte ich Geräusch in diesem Zimmer; man hat eine Thür zugemacht. Sollte man uns behorchen? Würden wir belauscht?«

Salvato eilte sofort in das Nebenzimmer – es war leer.

»Es ist in diesem Zimmer weiter Niemand gewesen als Michele,« sagte Salvato.

»Betrachtest Du es als ein Unglück, wenn Michele uns gehört haben sollte?«

»Nein, denn er kennt nicht den Namen des Mannes, welcher bei mir gewesen ist. Uebrigens,« setzte Luisa lachend hinzu, hast Du einen solchen Patrioten aus ihm gemacht, daß er im Stande wäre, sofort hinzulaufen und ihn zu denunciiren.«

»Wohlan,« sagte Salvato, dann sind wir über Alles einverstanden und dein Gewissen ist beruhigt, nicht wahr? »Du versichert mir, daß wir allen Gesetzen der Redlichkeit gemäß gehandelt haben?«

»Ich schwöre es Dir.«

»In Sachen der Ehre bist Du ein guter Richter, Salvato, und ich glaube Dir.«

»Nach meiner Wiederankunft in Neapel werde ich den

Anführer der Verschwornen warnen. Sein Name ist nicht aus meinem Munde gekommen, selbst nicht Dir gegenüber. Er kann daher in keiner Weise compromittiert werden, oder wenn dies der Fall ist, so ist es außerhalb meines Willens geschehen. Denken wir nur noch an uns, an das Glück, beisammen zu sein. Soeben erst verwünschte ich die politischen Unruhen, die Revolutionen, die Verschwörer – ich war von Sinnen.

Ohne die politischen Unruhen wärest Du von deinem General nicht nach Neapel geschickt worden, ohne die Revolutionen hätte ich Dich nicht kennen gelernt, ohne die Verschwörer wäre ich in diesem Augenblick nicht bei Dir. Gesegnet seien daher die Dinge, welche Gott geschaffen. Was er thut, das ist wohlgethan.«

Und mit diesen Worten warf Luisa erfreut, getröstet und lächelnd sich in die Arme ihres Geliebten.

- Ende des neunten Theiles -